47
1029

J. H. Detmold

Anleitung
zur
Kunſtkennerſchaft.

Hannover
1831.

Anleitung
zur
Kunſtkennerſchaft
oder
Kunſt in drei Stunden ein Kenner
zu werden.

Ein Verſuch,
bei Gelegenheit der zweiten Kunſtausſtellung

herausgegeben

vom

Advokaten Detmold in Hannover.

Hannover 1834.
Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung.

Anleitung
zur
Kunſtkennerſchaft.

Als ebenſo plötzlich als unerwartet am 24ſten Februar 1833 der Kunſtſinn in Hannover erwachte, mußte derſelbe ſich nur ſehr nothdürftig behelfen. Er fand zwar eine Menge Bilder, und darunter auch gewiß manche vortreffliche, er fand auch Künſtler und darunter ausgezeichnete, aber mit ſeinem Hofſtaat den *Kunſtkennern* war es ſchlecht beſtellt. Deren waren ſehr wenige. Das Publikum empfand dieſen Mangel ſehr ſchmerzlich. Man wollte doch ſein Geld für das Entree nicht umſonſt ausgegeben haben, man wollte doch dafür ein Urtheil, ſei's ein eigenes, ſei's ein fremdes, mit nach Hauſe nehmen, und an wen ſollte man ſich nun halten? Die Zimmer der Kunſtausſtellung, in denen gerade der eine oder der andere der wenigen hier etablirten Kunſtkenner die Leute belehrte, waren ſtets überfüllt, Alles drängte ſich heran die Worte der Weisheit zu hören, aber die Zimmer faßten nicht Alle, und es war wirklich traurig anzuſehn, wie Manche ſich begnügen mußten, vor den Thüren, oder wenn auch dieſe zu ſehr beſetzt waren, in den andern Zimmern deſſelben Stockwerkes, vielleicht gar in einem andern Stockwerke, die Honigworte zu erlauſchen. Durch dieſen Verſuch nun, durch welchen Jeder zum Kunſtkenner werden kann, wird deßhalb einem wirklichen und tief gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen.

Wozu die Kunſt überhaupt da iſt, weiß man nicht. Dieſe Frage iſt ſchon oft aufgeworfen, aber nie genügend beantwortet worden. Die Kunſt iſt kein nothwendiges Übel, wie die Arzneiwiſſenſchaft, die Jurisprudenz, das Soldatenthum und ſo viele andere Wiſſenſchaften und Handwerke. Die Kunſt, hat man wohl geſagt, iſt ihrer ſelbſt Willen da. Das iſt eine ſchöne Floskel, aber ohne Wahrheit. Der Menſch iſt ſeiner ſelbſt Willen da, Alles Andre des Menſchen wegen. Auch die Kunſt. An der Kunſt ſoll der Menſch Vergnügen haben. Nun kann man aber nicht jedes Vergnügen ſo gleich weg genießen, man muß Alles erlernen, auch den Genuß.

Kegelſchieben, Whiſtſpielen u. dgl. m. ſind gewiß bedeutende Vergnügungen, ſie wollen aber erlernt ſein. Ebenſo der Kunſtgenuß. Wer den erlernt hat, iſt ein Kunſtkenner, und wie die Kegel, die Whiſtkarten u. ſ. w. zunächſt nur für die da ſind, die damit umzugehn wiſſen, die Kegel ſchieben und Whiſt ſpielen können, ſo iſt die Kunſt zunächſt für den Kunſtkenner da *). Nun iſt die Kunſt aber viel ſchwerer als Kegelſchieben, Whiſtſpielen u. ſ. w., deshalb glaube ich auch ein gutes Werk zu thun, wenn ich meine Mitbürger, für die ich zunächſt ſchreibe, durch dieſen Verſuch zu wirklichen Kunſtkennern zu bilden ſuche, ſie alſo in Stand ſetze, von der bevorſtehenden Ausſtellung allen den Genuß zu haben, den man möglicherweiſe davon haben kann.

Mancher hat es bei der erſten Ausſtellung gewiß ſehr bedauert, daß er kein Kunſtkenner war. Er trat

---

*) Der königlich Hannoverſche Legationsrath und Geſchäftsträger in Rom, A. Keſtner, vindicirt in ſeiner Abhandlung: »Wem gehört die Kunſt?« Reimer in Berlin, 1830. 8. die Kunſt gleichfalls als Eigenthum des Kenners. Dieſes intereſſante Werk eines Landsmannes beantwortet dieſe Frage ebenſo geiſtreich als verſtändlich.

ſchüchtern und ängſtlich in die mit Bildern geſchmackvoll dekorirten Zimmer. Er macht vielleicht auf Bildung Anſpruch und muß daher ein Urtheil abgeben. Ja das Bild da oben in der Ecke gefällt ihm wohl, aber das iſt ſo hoch gehängt — das kann nichts Gutes ſein. Ein anderes hängt darunter in gutem Lichte. Das Bild iſt gewiß nicht ſchlecht. Aber ein Urtheil giebt man doch nicht ab, es könnte ein Kunſtkenner in der Nähe ſein, und über die ungewaſchene Kritik die Naſe rümpfen. Dort aber hängt ein Bild, das man ſchon loben kann, ein Bild, das in gutem Rufe ſteht, das Credit hat. Es ſind zwei Frauenzimmer von Overbeck. Ja das muß ſchön ſein. Der Overbeck ward auf vorigjähriger Ausſtellung viel, und namentlich laut, bewundert, aber er gefiel den Leuten doch nicht ſo recht, es gehörte zum bon ton vor dem Bilde zu ſtehn, und weil daſſelbe eben nichts enthielt, worüber man hätte urtheilen können, daſſelbe zu genießen, zu fühlen und zu empfinden, und es ward daher nicht leer vor dem Bilde von Beſchauern, die, wie ſie einander ſagten, nicht vor dem Bilde weg konnten. Zum Glück hing Poniatowski's Sturz in die Elſter daneben, auf den man, um ſich von den beiden ennüyanten Geſtalten zu erholen, bisweilen einige verſtohlene Blicke werfen konnte. Und ſo ging es mit vielen Bildern, die gelobt wurden, aber nicht gefielen. Und mit einigen Bildern war es umgekehrt. Die ſtanden einmal in ſchlechtem Rufe, waren übel verſchrieen von den Kunſtkennern, und ſie gefielen doch den Leuten, und es ging mit ihnen wie mit einem ſchönen Mädchen das in ſchlechtem Rufe ſteht. Die meiſten Leute haben nicht den Muth, ihr Gefallen daran kund zu geben.

Dem nun ſoll durch dieſes Büchlein abgeholfen werden. Wer dieſes Büchlein gehörig geleſen und auswendig gelernt hat, kann keck vor den größten Kunſtkenner hintreten, und ſein auch ſo ſprechen. Die Mehrzahl der Leute war freilich auf voriger Kunſtausſtellung, wie überall im Leben, gleich mit ihrem: »Gut« und »Schlecht« und »Schön« und »Häßlich« bei der Hand, aber damit wollten ſie nicht eigentlich ein Urtheil, ſondern nur ihr Gefallen oder Mißfallen ausſprechen. Denn die meiſten Menſchen, man kann ſagen faſt Alle, haben die Unart, beim Urtheil über eine Sache nur ihrer Empfindung zu folgen. Sagen ſie z. B. »das Bild iſt gut«, und man würde ſie nach dem Grunde dieſes Urtheils fragen, ſo werden die Meiſten ſich ſo wenig wie Falſtaff auf Gründe einlaſſen; geben ſie einen Grund an, ſo iſt es der: »das Bild iſt gut, weil es mir gefällt.« Wem nun das Bild mißfällt, der kann es mit ebenſo vielem Rechte ſchlecht nennen, und das arme Bild weiß alſo nicht, wie es daran iſt. Das kommt bloß daher, weil die Leute inſipider Weiſe ſtatt eines Urtheils nur ihre Empfindung, und zwar in Form eines Urtheils gekleidet, geben. Richtiger heißt es: das Bild gefällt mir, oder mißfällt mir. Denn ſage ich: das Bild iſt gut, ſo lege ich dadurch dem Bilde eine Eigenſchaft bei, ſage ich, es gefällt mir, ſo ſpreche ich nur die Empfindung, die es in mir erweckt, aus. Nun kann aber wohl ein Bild, das mir gefällt, einem Andern mißfallen, aber ein Bild, das wirklich gut iſt, kann nicht zugleich ſchlecht ſein. Das iſt den meiſten Leuten nicht klar, und ſie urtheilen daher friſchweg nach ihrem Wohlgefallen oder Mißfallen: das Bild iſt gut, das Bild iſt ſchlecht. Nicht ſo der wahre Kenner. Der weiß, wie ſehr eine Empfindung täuſcht, weiß, daß ein Bild gefallen und doch ſchlecht ſein kann, und umgekehrt, und weiß, daß er ſeine ganze Autorität auf's Spiel ſetzt, wenn er vielleicht ſeinem Gefühle nach über ein Bild urtheilte, und ein anderer vielleicht ebenſo angeſehener Kenner widerſpräche dem. Der Kenner wird alſo nicht nach ſeiner Empfindung urtheilen, ſondern ſucht die Gründe ſeines Urtheils im Bilde ſelbſt auf. Zum Beiſpiel: das Bild iſt ſehr braun, weil es ſehr braun iſt, muß viel Judenpech darin ſein, weil viel Judenpech darin iſt, muß das Bild aus der Düſſeldorfer Schule ſein, weil es aus der Düſſeldorfer Schule iſt, muß es gut ſein; das Bild iſt gut. Auf dieſe Weiſe gelangt der Kenner zur wahren Vollkommenheit, nicht bloß als Kunſtkenner, ſondern auch als Menſch. Er mißtrauet ſeinen Empfindungen und unterdrückt ſie. So nannte er z. B. das braune Bild nach obiger Schlußreihe gut, und Braun mag der Edle vielleicht gar nicht leiden, er trägt z. B. lieber Blau oder eine ſonſtige Couleur, aber ſeine Selbſtverläugnung geht ſo weit, daß er das braune Bild gut nennt. Da nun der Menſch, und namentlich der Chriſt, ſich ſelbſt alſo verläugnen ſoll, ſo kann man das Kennerthum die Blüthe der menſchlichen Vollkommenheit nennen *).

---

*) Göthe, dem man wohl Mangel an Sittlichkeits-

Denn der Kenner ſtärkt ſich immer mehr im Verläugnen ſeiner Empfindungen, ſehr bald kommt er dahin, daß er nur urtheilt und gar nicht mehr empfindet, und das iſt die wahre Kennerſchaft. Die bildende Kunſt iſt wie alle ſchönen Künſte nur zum Beurtheilen, nicht zum Empfinden. Es iſt zwar geſagt, ſie ſei da, damit der Menſch Vergnügen an ihr haben ſolle. Aber nicht an der Kunſt ſelbſt ſoll der Menſch Vergnügen haben, ſondern nur an der Beurtheilung derſelben. Urtheilen ſoll man über die Kunſt, und nur an dieſem Urtheile ſoll man Vergnügen haben. Kein wahrer Kenner wird über die Kunſt ſelbſt ſich freuen, die iſt ihm ſehr gleichgültig, nur ſeiner Urtheile wegen iſt ſie ja da, und über die freuet er ſich und hat Vergnügen an ihnen, nicht nur er ſelbſt, ſondern auch andere Leute.

---

gefühl vorgeworfen, läßt doch der hohen Sittlichkeit der Kunſtkenner Gerechtigkeit widerfahren. Wie Shakeſpeare, um die Tugend der Marina leuchten zu laſſen, dieſelbe in ein ſchlechtes Haus bringt, ſo führt Göthe ſeinen Kunſtkenner in ein eben ſolches, wo derſelbe aber, gerade wie Shakeſpeare's Marina, allen Anfechtungen zum Trotze, ſeine Tugend bewahrt. S. das Gedicht: Kenner und Enthuſiaſt.

Das Empfinden iſt eine Dummheit. Empfinden kann ſelbſt das Vieh, beurtheilen nicht. Empfinden kann jeder Bauer, er fühlt oder empfindet, daß Schläge weh thun, um über Schläge urtheilen zu können, muß man ſchon eine höhere Stufe der Bildung erreicht haben. Alles Unheil in der Welt kommt von den Empfindungen, trauete man denen weniger und brauchte das Urtheil mehr, ſo würden wenig dumme Streiche paſſiren und die Welt viel glücklicher ſein. Und das iſt durch Erlernung der Kennerſchaft zu erreichen. Auch ſchon Horaz ſagt, wie den Philologen Hannovers wohl vom Theatervorhange her bekannt ſein wird, daß die Kunſtkennerſchaft den Menſchen veredle:

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Durch dieſes Büchlein wird Mancher, wie ich hoffe, zur Kennerſchaft gelangen, und wenn ich auch nicht ſo kühn bin zu erwarten, daß die Welt gleich dadurch gebeſſert werde, ſo wird ſich doch die Zahl der Kenner, namentlich hier am Orte, bedeutend vermehren. Und das iſt ſchon ein großer Schritt. Ich freue mich ſchon im Geiſte auf die rührenden Erkennungsſcenen, die das auf der diesjährigen Kunſtausſtellung geben wird, wie da ein Kenner den andern herausfinden wird. O das ganze Publikum wird eine ſchöne freudige Gemeinde ſein, lauter Kenner. Alle Monopole der Kennerſchaft werden verſchwinden, Alle ſind gleich vor der Kunſt, Alle Brüder-Kenner, Jeder kann ſich und die Bilder nach Herzensluſt bewundern. Es iſt ſchön und herzerhebend, zwei Kenner zu ſehn, wie ſie über ein Bild urtheilen, und man kann wirklich bei der Gelegenheit vor dem menſchlichen Geiſte Ehrfurcht empfangen; es iſt ſchön zu hören, wie Einer das Urtheil des Andern ergänzt und motivirt, wie der Eine mit Reflexen nachhilft, und der Andere ihm dafür mit Laſuren unter die Arme greift, wie in dieſem edeln Wettſtreite der Eine den Andern mit Tinten überſchüttet, und der ihm dafür mit einem breiten und ſaftigen Pinſel den Rücken deckt. Nicht mehr werde ich wie auf voriger Ausſtellung ſolch einzelne Scenen erleben, ſondern das ganze Publikum wird aus Kennern beſtehn.

Um mich im Voraus über einige Begriffe zu verſtändigen, bedarf es einiger Definitionen und Explicationen.

Ein Kunſtkenner iſt, wie ich oben gezeigt, alſo ein ſolcher, der ſich auf Kunſt und Kunſtgenuß verſteht *). In der Regel iſt Kunſtkenner gleichbedeutend mit Kunſtfreund oder Kunſtliebhaber. Da zur guten Lebensart auch etwas Beſcheidenheit gehört, Beſcheidenheit aber überhaupt ſchon dazu gut, um deſto größere Anſprüche zu machen, — wie denn Beſcheidenheit eigentlich weiter nichts iſt, als der bekannte Kniff, daß man um einen recht weiten Sprung zu thun, wohl etwas zurückgeht —, ſo wird der Kunſtkenner in der Regel ſich ſelbſt nur Kunſtfreund oder Liebhaber nennen, in der Vorausſetzung, daß die Andern es doch wiſſen und anerkennen, daß er ein Kenner iſt.

Verſchieden vom Kunſtkenner iſt der Dilettant, ein ſolcher, der — aber bloß zu ſeinem Vergnügen, höchſtens auch, wie Leſage ſagt', zu anderer Leute Qual — die Kunſt ſelbſt ausübt. Man nennt einen ſolchen Dilettanten auch wohl Kunſtliebhaber, wohl zu unterſcheiden vom Kunſtfreunde, welches einen bloßen Kenner, oder über-

---

*) Einen Kenner, der ſeine Urtheile drucken läßt, nennt man wohl Kunſtrichter.

haupt nicht ſelbſt ausübenden Freund der Kunſt bezeichnet. Dieſer Unterſchied zwiſchen Kunſtliebe und Kunſtfreundſchaft läßt ſich beſſer fühlen, als ich ihn durch Worte ausdrücken kann. Es iſt damit etwa ſo, wie mit der bloßen Freundſchaft im Leben, die in einer nur müſſigen Neigung zu irgend einem Gegenſtande beſteht, während Liebe etwas Ausübendes und Praktiſches iſt. Man diſtinguirt indeſſen nicht immer ſo ſcharf und nennt einen bloßen Kenner auch wohl Kunſtliebhaber.

Der Dilettant iſt alſo ein ausübender Freund der Kunſt. In der Regel wird der Dilettant dabei auch Kunſtkenner ſein. So wie nun die Kunſtkenner einige Verachtung gegen die Laien hegen, ſo hinwiederum die Dilettanten gegen die bloßen Kenner. Es giebt nur äußerſt wenige Dilettanten der bildenden Kunſt hier in Hannover, und es iſt dies auffallend, da es ſo viele Dilettanten in den andern Künſten giebt. Obgleich das mit dem Mangel an Intereſſe für die bildende Kunſt, der überhaupt bisher hier geherrſcht hat, zuſammenhängen mag, ſo wird es doch nur wenige Leute geben, die nicht in ihrer Jugend ſelbſt das Zeichnen, oder andere Theile der Kunſt getrieben haben. Viele kenne ich, die haben es ſogar bis zum Tuſchen gebracht. Als ſie auf Univerſitäten gegangen, oder als ſie angeſtellt worden, oder als ſie ſich verheirathet, haben ſie es aufgegeben, und ihre letzte Arbeit hängt dann in der Regel unter Rahmen und Glas; auch verwahren ſie noch ein Stück ganz echte chineſiſche Tuſche. So verlaſſen ſie die bildende Kunſt im weitern Verlaufe des Lebens, aber Flöte, Geige und andern muſikaliſchen Jammer, den treiben ſie noch. In andern Städten giebt es mehr Dilettanten der bildenden Kunſt, wie denn z. B. in Berlin auf der letzten Ausſtellung von ſechs bis acht Dilettanten nur allein aus der Königlichen Familie ſich Arbeiten befanden.

So wie nun die Laien von den Kennern, die Kenner von den Dilettanten, ſo werden dieſe wieder von den eigentlichen Künſtlern über die Achſel angeſehen.

Ein Künſtler iſt ein ſolcher, der von der Ausübung der Kunſt ein Gewerbe macht. Dieſe Definition iſt ſehr weit, aber eine genauere zu geben, faſt unthunlich. Man kann von vielen Zuſtänden keine rechte Definition geben. So iſt es namentlich bei den ſ. g. freien Künſten der Fall. Was iſt ein Dichter? was iſt ein Künſtler? Eine Definition iſt zu weit, eine andere zu eng. Die Juriſten werden die ſcharfſinnigen Unterſuchungen über den Begriff des Wortes meretrix kennen, und wie man dieſen Begriff feſtzuſtellen pflegt. So iſt es auch mit der Definition des Wortes: Künſtler der Fall, und die eben gegebene paßt deshalb ſo ziemlich.

Was die Künſtler des Königreiches Hannover insbeſondere anbetrifft, ſo ſteuern dieſelben in der fünften Claſſe. Nach den verſchiedenen Unterabtheilungen der Kunſt theilen ſie ſich wieder in mehrere Zweige, z. B. Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, u. ſ. w. —

Nach dieſen nothwendig vorauszuſchickenden Explikationen über ſolche allgemeine Begriffe gehe ich zu meinem eigentlichen Zwecke über, nämlich eine klare und faßliche Anweiſung zu geben, wie man ohne weitere Vorkenntniſſe, und ohne von der Natur beſonders begabt zu ſein, in kürzeſter Zeit ein Kunſtkenner werden kann.

Man hat bereits eine: »Kunſt in drei Stunden Franzöſiſch, Engliſch u. ſ. w. zu lernen«, und nach denſelben Principien, auf welche dieſe ſchnelllehrenden Lehrbücher gebauet ſind, will ich hier eine: »Kunſt in drei Stunden ein Kunſtkenner zu werden« liefern. Wie nun jene Lehrbücher keinesweges trockene, grammatikaliſche Studien, oder halsbrechende philologiſche Unterſuchungen bezwecken, ſondern nur Phraſeologien ſind, in welchen die gewöhnlichſten und nothwendigſten Phraſen des gemeinen Lebens auf eine heitere und faßliche Weiſe geſammelt ſich befinden, wobei nur hin und wieder auf eine Eigenthümlichkeit der Grammatik gerade dieſer oder jener Sprache aufmerkſam gemacht wird, ſo will auch ich hier keineswegs tiefſinnige Theorien über Kunſt u. dergl. ſondern einzig und allein eine, ſo zu ſagen, Kunſtphraſeologie, richtiger wohl Kunſtkennerphraſeologie liefern, eine Sammlung derjenigen Ausdrücke, Phraſen, Floskeln, Interjektionen und Geſten, die ganz allein den Kunſtkenner ausmachen. Jener Schüler im Fauſt meint in ſeiner ſchülerhaften Unſchuld, es müſſe ein Begriff bei dem Worte ſein. Das iſt Thorheit und wird Niemand, am allerwenigſten von den Phraſen eines Kunſtkenners, verlangen. Es bedarf alſo eigentlich keiner Erklärung der Phraſen, die hier gegeben werden ſollen; wo dieſe Phraſen jedoch ſo beſchaffen ſind, daß ein Begriff ſich allenfalls damit verbinden ließe, will ich ſolchen genau angeben, mich auch, ſoweit bei meiner beſchränkten Kenntniß dieſer Gegenſtände, und bei dem Mangel an Hülfsmitteln hier am Orte es möglich, ſowohl in philoſophiſche als techniſche Details einlaſſen.

Um überſichtlicher zu verfahren, will ich eine kurze Aufzählung und Betrachtung der einzelnen Zweige der Kunſt voranſchicken, die Phraſeologie ſoll dann verſchiedene, all' dieſe einzelnen Zweige der Kunſt beſprechende Phraſen enthalten. Man ſuche in dieſer Überſicht weder Ordnung noch Vollſtändigkeit. Wer die haben will, wenigſtens in höherem Grade, als er ſie hier findet, nehme eins der vielen Bücher über dieſen Gegenſtand zur Hand, z. B. Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte, ein Buch, das in zugänglichſter Form eine Maſſe Material enthält, deutlich und verſtändlich vorgetragen, nur Schade, daß der darin durchgängig vorwaltenden Ironie wegen, beim Gebrauch deſſelben mit Vorſicht zu Werke gegangen werden muß.

Bemerken will ich hier noch zuvor, daß bei dieſer ganzen Anleitung überall mehr die neuere und neueſte Kunſt in's Auge gefaßt worden iſt, als die der früheren Jahrhunderte, (die antike lag ganz außerhalb des Planes). Obgleich ich weiß, daß gerade die Kunſt früherer Jahrhunderte das Feld iſt, in welchem die Kunſtkenner ſich vorzugsweiſe gern ergehen, ſo iſt doch dieſe ältere Kunſt weniger berückſichtigt, einmal weil, wenn das hätte geſchehen ſollen, ein weitläuftiges Räſonnement über die Geſchichte der Kunſt, die verſchiedenen Schulen u. ſ. w. unvermeidlich geweſen wäre, und dann hauptſächlich, weil dieſe Schrift, zunächſt hervorgerufen durch die bevorſtehende Ausſtellung, dergeſtalt beſſer die neueſte Kunſt wie zur Urſache und Gelegenheit, ſo auch zum Gegenſtande und Zwecke haben ſollte. Die Phraſeologie wird jedoch, wenn auch nur einzelne, auf ältere Kunſt bezügliche Phraſen enthalten, namentlich diejenigen Ausdrücke, welche die Kunſtkenner nur oder vorzugsweiſe bei ältern Bildern anzubringen pflegen.

Die bildende Kunſt theilt ſich, wenn man die Baukunſt nicht mitrechnet, die wenigſtens außerhalb der Gränzen dieſer Blätter liegt, in zwei Hauptzweige, die Bildhauerkunſt und die Malerei.

Was die Bildhauerkunſt (oder Plaſtik) ſei, darf ich als bekannt vorausſetzen. Sie ſtellt ihre Werke aus verſchiedenen Maſſen dar, aus Stein, Metall, Holz, Thon, Wachs, Gips, Zucker u. ſ. w. Obgleich es möglich iſt, daß aus gleichen Stoffen gute und ſchlechte Bildwerke geformt werden, ſo läßt ſich doch ſchon aus dem Stoffe, aus welchem ſie beſtehn, auf die Güte oder Schlechtigkeit der Werke mit einiger Sicherheit ſchließen, wobei Folgendes für den Kenner als Richtſchur dienen kann.

Bei Bildwerken aus Marmor kann man präſumiren, daß dieſelben nicht ſchlecht ſeien, man kann ſie deshalb ohne große Gefahr loben; bei Sachen aus Alabaſter hingegen iſt die Präſumtion für Schlechtigkeit. Sachen aus Gips ſind in der Regel gut, weil ſchlechte Originale nicht abgegoſſen zu werden pflegen. Tadeln kann der Kenner jedoch alle die Gipsſachen, von denen einzelne Theile, z. B. die Köpfe, in Drath hängen, desgleichen alle buntbemalten. Sachen aus Holz, namentlich ältere, ſind zu loben, jedoch mit Vorſicht und ſo, daß man ſich den Rückzug deckt. Werke aus Metall (die von Silber ausgenommen) ſind, namentlich, wenn ſie ſchon alt ſind, und vorzüglich Sachen von Bronce, ſtets zu loben, auch kann man bei dieſen einigen Enthuſiasmus paſſend anbringen.

Die Werke der Plaſtik ſind in der Regel rund, ſo daß ſie von allen Seiten der Natur gleichen; wenn man ſie der Länge nach auseinanderſchneidet, und die Hälften auf eine Fläche heftet, entſteht daraus das Relief, welches nach dem Grade ſeiner Erhabenheit von der Fläche entweder Haut- oder Basrelief iſt.

Wie überhaupt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Kunſt Statt findet, ſo iſt namentlich der Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Plaſtik zum Nachtheil der letzteren ſehr fühlbar, ja es iſt ſogar, und nicht ganz ohne Grund, behauptet worden, die neuere (d. h. die chriſtliche) Kunſt, habe gar keine Plaſtik, und dieſe ſei untergegangen mit der klaſſiſchen Nacktheit der alten Götter. Da eigentlich nur das Nackte Gegenſtand der Plaſtik iſt, und die chriſtliche Religion und Kunſt (und auch das jetzige Leben) nichts Nacktes kennt, ſo hat eine chriſtliche Plaſtik etwas Widerſtrebendes in ſich. Eine Jungfrau Maria z. B., die nicht mehr Gewand an ſich hätte, als die mediceiſche Venus, würde gewiß ſehr heterodox ausſehen, und ich glaube nicht, daß jemals ein Künſtler eine ſolche geliefert hat oder liefern wird. Indeß die Leute haben oft ganz abſonderliche Ideen, und es iſt wohl möglich, daß einmal irgend ein genialer Preuße eine dergleichen zu Markte bringt. Die Bildhauer des Mittelalters halfen ſich bei dieſem Streite des Chriſtenthums und der Plaſtik, wie ſie konnten; in den Apoſteln und Heiligen gaben ſie oft ſchöne tüchtige Geſtalten, wenn ſie auch bisweilen römiſchen Senatoren ſehr ähnlich ſehen. Ihre Madonnen- und Chriſtusgeſtalten ſind aber meiſt unbedeutend. Das rein Geiſtig-Göttliche widerſtand der Darſtellung durch Formen, da ja auch gerade das allein Geiſtig-Sprechende, das Auge, in plaſtiſcher Darſtellung todt bleiben muß. Der gewaltigſte Bildhauer der chriſtlichen Kunſt, Michel Angelo, hat in ſeinen Geſtalten wenig Chriſtliches, eher, wie mit Recht bemerkt worden, eine Annäherung an die finſtere, zornige Religion des alten Teſtaments.

Neuere und neueſte chriſtliche Bildwerke ſind in der Regel ſchlecht, ſo z. B. Dannekers vielbeſprochener Chriſtus, von dem doch viele tüchtige Leute, z. B. der Künſtler ſelbſt, ſoviel Aufhebens gemacht haben. Diejenigen Werke der neueren Plaſtik, die ihren Gegenſtand der alten Mythologie entnommen haben, ſind nur Nachahmungen antiker Kunſt.

Über dieſen Unterſchied zwiſchen moderner und antiker Plaſtik und Kunſt überhaupt iſt Vieles geſagt und geſchrieben worden, Gutes und Schlechtes; Schlegel hat manches Geiſtreiche darüber geſagt; hier, wo weder Philoſophie noch Geſchichte der Kunſt beabſi[illegible]tigt worden, ſei dieſer Unterſchied nur erwähnt.

Die **Malerei**, in der weiteſten Bedeutung die Kunſt, die Gegenſtände mit Farben auf einer Fläche darzuſtellen, hat zur Baſis das **Zeichnen**, die Kunſt, die Umriſſe der Gegenſtände auf einer Fläche darzuſtellen. Weil nun auf dieſe Weiſe Zeichnung die Baſis faſt der ganzen Kunſt iſt, da ſie auch zur Plaſtik nothwendig, ſo wird der Kenner gut thun, von Zeichnung viel zu reden. Er muß dabei jedoch ſich ſtets den Rücken decken. Das Zeichnen iſt nämlich ſo verflucht ſchwer, daß ſelbſt viele Künſtler wenig oder nichts davon verſtehen, und da ſolche äußerliche Merkmale, ob etwas gut oder ſchlecht gezeichnet, nicht anzugeben ſind, ſo iſt es gefährlich, mit dem Urtheile über Zeichnung zu ſehr in's Detail zu gehen. Wie zum Braten die Sauce, ſo gehört zum Worte: »Zeichnung« das Wort: »korrect«. Je nachdem nun ein Künſtler Credit hat, oder nicht, ſpricht man von ſeiner korrekten oder inkorrekten Zeichnung. Auch iſt: »brav« ein gutes Beiwort zur Zeichnung; es drückt im Munde des Kunſtkenners eine holde Mittelmäßigkeit aus, die jedoch aus Rückſichten nicht ganz verworfen werden ſoll, etwa weil der Künſtler bedeutende Verwandte, Beſchützer, Empfehlungen oder ähnliche Eigenſchaften hat. —

Die Malerei theilt ſich in die eigentliche Malerei und jene vervielfältigenden Künſte, die Kunſt des Kupferſtichs, des Holzſchnitts und des Steindrucks. Die eigentliche Malerei zerfällt wieder nach dem Material, welches dabei benutzt wird, in verſchiedene Arten, als Öl-, Glas-, Aquarell-, Gouache-, Paſtell-, Fresko-, Email- u. ſ. w. Malerei.

Eine andere Eintheilung der Malerei iſt die nach den dargeſtellten Gegenſtänden, als Hiſtorien-, Genre-, Landſchaft-, Portrait- u. ſ. w. Malerei, und hierüber muß Einiges geſagt werden.

Die Maler, von denen doch eigentlich die Malerei herkommt, haben wahrſcheinlich nie daran gedacht, die Kunſt auf dieſe Weiſe abzutheilen. Dieſe Eintheilung iſt vielmehr höchſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Kunſtkenner, die ſolche zu ihrer Bequemlichkeit, und um mehr Gegenſtände ihres Urtheils zu haben, aufgebracht haben. Gerade um ſcharfſinnige und geiſtreiche Ideen darüber anzubringen, ſind dieſe Eintheilungen ſehr geeignet; wie manches Geiſtreiche läßt ſich z. B. darüber ſagen, welche Gattung vorzuziehen, welche höher ſtehe, zu welcher Gattung dieſes Bild gehöre u. dergl. mehr.

Da nun dieſe Eintheilung von den Kunſtkennern herrührt, die Künſtler ſich aber niemalen viel darum gekümmert, ſondern luſtig gemalt haben, unbeſorgt, zu welcher Sorte ihr Bild gehöre, ſo weiß der Kenner oft wirklich nicht, zu welcher er ein oder das andere Bild rechnen ſoll, und daher kommt es denn, daß die Begriffe, die man mit dieſen einzelnen Gattungen verbindet, äußerſt ſchwankend ſind, und eine Definition derſelben ſehr ſchwer iſt.

Die Hauptgattung der Malerei iſt die *Hiſtorienmalerei*. Nach dieſer muß der Kunſtkenner ſtets eine ungeheure Sehnſucht zu empfinden ſcheinen, und die Abnahme der hiſtoriſchen Bilder ſehr bedauern.

Eine genaue Definition der Hiſtorienmalerei iſt ſehr ſchwer. Hiſtorienmalerei, nach dem Begriffe, den man jetzt gewöhnlich damit verbindet, iſt die Darſtellung von Scenen aus der weltlichen oder geiſtlichen Hiſtorie und der Mythologie, man kann hinzuſetzen: *in einer gewiſſen Größe*.

So kurios dieſer letztere Zuſatz ſcheint, ſo iſt derſelbe doch nothwendig. Denn viele Bilder nennt man hiſtoriſche, die, wenn ſie in kleinerem Maßſtabe entworfen wären, zu einer andern Gattung, nämlich zu den ſogenannten Genrebildern gehören würden. So würde z. B. ein Schlachtſtück mit lebensgroßen Figuren, namentlich, wenn es eine beſtimmte Schlacht darſtellte, ein hiſtoriſches Bild genannt werden, wären die Figuren nur 5 bis 6 Zoll hoch, wär's nur ein Genrebild. Die Abſicht, die der Künſtler gehabt hat, die Art der Ausführung kommt auch bei der Benennung oft in Betracht. Auf der vorjährigen Ausſtellung waren zwei berittene Napoleons, der aufgehende auf dem Simplon, der untergehende in Moskau. Der erſte, eine Copie nach Davids Bilde, iſt zwar zunächſt ein Porträt, verdient aber den Namen eines hiſtoriſchen Bildes durch die ganze Compoſition, den Maßſtab, in dem es ausgeführt worden, und die Ausführung ſelbſt. Das zweite Bild, von Adam, ein Schimmel mit Napoleon, iſt, obgleich es ſicher weit hiſtoriſch treuer gehalten iſt, als Davids Bild, doch kein hiſtoriſches, ſondern nur ein Pferdeſtück, höchſtens ein Genrebild. Und nun läßt ſich noch ein dritter Napoleon zu Roß denken, der lebensgroß und vielleicht in einer beſtimmten Scene der Geſchichte vorgeſtellt, mit Pulverdampf und Bajonetten und Adlern im Hintergrunde, doch nur als Portrait gelten könnte, weil er gerade Portrait ſein ſoll, und das Portrait darin vorherrſcht, was bei jenem Davidſchen Bilde nicht der Fall. —

Ganz vorzüglich rechnet man zur hiſtoriſchen Malerei, die Darſtellung von Gegenſtänden aus der heiligen Geſchichte, und hiebei nimmt man es mit der Größe der Figuren auch nicht ſo genau, weil man heilige Gegenſtände, wenn die Figuren klein ſind, doch nicht zu den Genrebildern rechnen, und auch in ſonſt keinem Fache unterbringen kann.

Zur Hiſtorienmalerei gehört ferner die Allegorie, ohne Unterſchied der Größe, eben weil man auch die nirgends anders unterbringen kann.

Weil wir nun an die heiligen Gegenſtände nicht mehr glauben, derſelben alſo nicht mehr wie früherhin im Leben bedürfen —; weil wir die Allegorie ebenſo wenig gebrauchen, da man jetzt Alles platt herausſagt, ſo werden dergleichen Gegenſtände der Hiſtorienmalerei wenig mehr gemalt. Ab und an kommt auch wohl noch ein Bild aus der heiligen Geſchichte vor, das aber in der Regel, wenn nicht der Meiſter zu den ſ. g. Nazarenern*) gehört, mehr zum Verſuch und Studium, als um des Gegenſtandes willen gemalt iſt.

Da nun Darſtellungen aus der wirklichen Geſchichte das Unangenehme haben, daß ſie, ſtellen ſie Scenen vergangener Zeit dar, uns, wenn das Coſtüme treu gehalten iſt, zu fern liegen, es müßte uns denn vom Theater her bekannt, alſo unhiſtoriſch ſein, und da ferner Gegenſtände aus der neueſten Geſchichte wegen des durchaus unmaleriſchen Coſtümes jetziger Zeit, das bei vielleicht lebensgroßen Figuren doppelt unmaleriſch erſcheint, der Darſtellung widerſtreben, ſo ſind wir dahin gekommen, daß wir wirklich gar keine eigentliche Hiſtorienmalerei haben. Am Ende iſt es auch überflüſſig, dieſelbe in's Leben zurückzurufen, und es iſt wahrſcheinlich nur Grimaſſe, wenn viele Kenner eine ſolche Sehnſucht nach derſelben bezeigen. Wenn etwas untergeht, ſo iſt das ein Zeichen, daß es untergehen mußte, weil ſeine Zeit vorbei iſt.

---

*) Nazarener nennt man die Maler, welche von dem Geſichtspunkte ausgehend, daß die Religion die alleinige Baſis der Kunſt ſei, um die Kunſt zu ihrer früheren Blüthe zurückzuführen, ihre Bilder im Geſchmacke jener religiöſen Zeiten malen, und die, was ihnen an Kunſt und Studium abgeht, durch Frömmigkeit, oder wenigſtens durch Katholicismus zu erſetzen ſuchen. Mehr über ſie findet man im Converſations-Lexicon, auch giebt die Hannoverſche Zeitung 1833. № 60. S. 524 einige Nachricht von ihnen.

Die Sehnſucht nach neuen hiſtoriſchen Bildern kommt mir gerade wie das (jetzt beinahe vergeſſene) Streben nach Wiedererweckung des Epos vor. Wir haben kein Epos, weil zum Epos Maſchinerie gehört, und wir an die nicht mehr glauben; wie wir ſtatt des Epos den Roman haben, ſo haben wir ſtatt der Hiſtorienmalerei die Genremalerei.

Wenn nun auch dieſe Namen und Abtheilungen für die Kunſt ſelbſt überflüſſig ſind, und ſie ſich nach wie vor in ſchönen Gebilden bewegen wird, mag ein Kenner ſie sub »Hiſtorienmalerei«, ein andrer ſie sub »Genremalerei« einregiſtriren, ſo ſind dieſe Abtheilungen und Benennungen doch aus oben angegebenen Gründen für den Kenner unentbehrlich und werden allen Anfeindungen zum Trotz fortbeſtehen.

Über dieſen Unterſchied zwiſchen Hiſtorien- und Genremalerei ſagt H. Heine in ſeinem Salon folgendes, welches ich hier anführe, weil dieſer Unterſchied darin eben ſo klar hervorgehoben iſt, als die Unterſcheidung ſelbſt heftig getadelt wird, wobei der freche Revolutionair, der in ſeinem Wahnſinn mit kecker Hand an den allerheiligſten Inſtitutionen rüttelt, nicht zu verkennen iſt. Er ſpricht nämlich in dieſem Buche S. 52 u. f. bei Gelegenheit der Kritik eines Bildes von L. Robert alſo: »L. Robert »heißt dieſer Maler. Iſt er ein Hiſtorien- oder ein »Genremaler? höre ich die deutſchen Zunftmeiſter »fragen. Leider kann ich hier dieſe Frage nicht umgehen, ich muß mich über jene unverſtändigen Ausdrücke etwas verſtändigen, um den größten Mißverſtändniſſen ein für allemal vorzubeugen. Jene »Unterſcheidung von Hiſtorie und Genre iſt ſo ſinn-

»verwirrend, daß man glauben ſollte, ſie ſei eine
»Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurm
»gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem
»Datum. In der erſten Periode der Kunſt gab es
»nur Hiſtorienmalerei, nämlich Darſtellungen aus
»der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde,
»deren Stoffe nicht bloß der Bibel, der Legende,
»ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und
»der heidniſchen Götterfabel entnommen worden,
»ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerei
»bezeichnet, und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen
»aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich
»in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche
»Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen
»Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle
»noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo
»doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung
»wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerei,
»die gern Gemälde kauften. Die verſchiedenen
»Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden
»alsdann verſchiedene »Genres«. —

Die neuere ſ. g. Hiſtorienmalerei bewegt ſich in wenigen Vorwürfen. In Dresden und Berlin malt man ſ. g. Akte, d. h. man kopirt zum Studium in der Akademie ein lebendes Modell in einer hübſchen Stellung und ſchickt dann dieſe Studie unter irgend einen Namen in die Welt. Steht das Modell z. B. an einen Pfahl gelehnt, ſo läßt man ihm noch einen Pfeil aus den Magen ſehn und nennt es St. Sebaſtian; liegt das Modell am Boden, ſo iſt es ein ſterbender Held u. ſ. w. Räuber, ſchlafende oder wachende, ſind ebenfalls ſehr geſucht, doch gehören nur, (wie auch im Leben), die großen Räuber und Spitzbuben der Hiſtorie an, die kleinen hängt man unter die Genrebilder. Die Düſſeldorfer Schule bringt Familienſtücke, wenn auch nicht à la Iffland, ſondern traurige Juden- und Königsfamilien. Die Münchner Hiſtorien-Maler, namentlich unter Cornelius und H. Heß, üben die Freskomalerei, und müſſen der gemäße, dem Volksleben ziemlich fern liegende, Gegenſtände wählen.

Die Hiſtoriemalerei und Genremalerei läuft aber wie bereits mehrfach erwähnt, häufig dermaßen in einander, daß nur mit größter Mühe geſondert werden kann, was zu dieſer oder jener Art gehört.

Genremalerei, Genrebilder, Genreſtücke,

wie man auch (ich glaube in Dresden) wohl überſetzt: Gattungsmalerei und Gattungsſtücke — was iſt das?

Jede Definition iſt ſchwer, zu der die Merkmale von vielen verſchiedenen Einzelheiten, die oft nur wenig mit einander gemein haben, genommen werden müſſen. So iſt es mit der Hiſtorienmalerei der Fall, noch mehr mit der Genremalerei. Überdies nennt der eine noch Hiſtorienmalerei, was der andere ſchon Genremalerei nennt.

Auf Univerſitäten kennt man Studioſen der theologiſchen, mediciniſchen und juriſtiſchen Fakultät; alle diejenigen, die zu keiner dieſer drei Fakultäten gehören, ſie mögen nun Metaphyſik und Aſtronomie oder Fecht- und Reitkunſt ſtudiren, werden zur philoſophiſchen Fakultät gerechnet. Ungefähr ſo iſt es auch mit der Genremalerei. Alles was nicht hiſtoriſches Bild, Portrait, Landſchaft, Stillleben, Frucht-, Blumen- oder Thierſtück iſt, oder was nicht zu einer ſonſtigen beſtimmten Claſſe gehört, nennt man Genrebild.

Ganz vorzüglich rechnet man dahin jene heitere Scenen aus dem Volksleben, in welchen die Niederländer, wie Teniers, Jan Steen, Palamedes u. ſ. w. ſo ergötzlichen Humor entwickelten, weßhalb man ſolche Genrebilder auch oft Bilder im Niederländiſchen Geſchmacke nennt, namentlich wenn ſie komiſcher Natur ſind. Zu der Genremalerei gehören jedoch auch die Schlachtſtücke kleinen Formates.

Da wie oben angedeutet eine eigentliche Hiſtorienmalerei nicht mehr exiſtirt, ſo iſt die Genremalerei die jetzt vorzugsweiſe geübte Gattung der Malerei. Weil man zu ihr alle Darſtellungen von menſchlichen Figuren zählt, die nicht Portrait oder Staffage einer Landſchaft ſind, oder aber zu den wenigen eigentlichen hiſtoriſchen Bildern zu rechnen ſind, ſo ſteht inſofern die Genremalerei der Hiſtorienmalerei gewiſſermaßen gegenüber, weßhalb denn der Kenner fleißig über die Maſſe von Genrebildern jammern und damit die Sehnſucht nach hiſtoriſchen verbinden muß. Die Überſchwemmung mit Genrebildern iſt auch wahrlich ſehr groß, und wie man jetzt Alles Novelle nennt, wenn auch nur darin erzählt wird, wie Jemand aus ſeine Wohnung in ein Caffeehaus geht, und unterwegs in einen Rinnſtein fällt, ſo werden jetzt die allerunbedeutendſten, inſipideſten Gegenſtände unter der Rubrik Genrebilder gemalt, und der Namen muß Alles entſchuldigen.

Woher dieſer Namen kommt, weiß ich nicht; ich vermuthe, man nennt, wie den Hain lucus a non lucendo, Genrebilder ſolche, die zu keinem beſtimmten Genre gehören. Der Ausdruck iſt neu, früher nannte man die meiſten dahin gehörigen Bilder Converſations- oder Geſellſchafts-Stücke, und unterſchied viele andere, die man jetzt dahin rechnet, durch beſondere Namen, z. B. Bataillenſtücke u. ſ. w.

Was die Landſchaftsmalerei ſei, geht ſchon aus dem Namen hervor. Sie iſt, wie A. Keſtner in ſeiner Abhandlung: »Wem gehört die Kunſt,« ſagt: »in der Malerei das, was die Inſtrumentalmuſik in der Tonkunſt iſt.« Man rechnet dazu auch die Architekturmalerei.

Die Landſchaftsmalerei hat, wie der Namen ſagt, Landſchaften, Gegenden zum Gegenſtande, und dieſe ſind entweder wirklich exiſtirende Gegenden, deren Darſtellung man Veduten nennt, oder von der Phantaſie des Malers erſchaffene.

Die Vedute iſt die jetzt vorzüglich häufige Art der Landſchaftsgemälde. Die älteren berühmten Landſchaftsmaler, z. B. Claude le Lorrain, Pouſſin u. ſ. w. malten ſelten Veduten. In neuerer Zeit, namentlich ſeit Hackert, hat die Vedute ſo ſehr überhand genommen, daß die komponirte Landſchaft, zu der doch natürlich mehr Kunſt gehört, als zur Vedute, faſt ganz verdrängt iſt. Der Kenner hat dieſes ſehr zu bedauren und ſeine Sehnſucht nach komponirten Landſchaften auszuſprechen. —

Der Hauptgrund, weßhalb jetzt faſt nur Veduten und faſt gar keine komponirte Landſchaften gemalt werden, iſt der, daß wie jetzt überall im Leben, ſo auch in der Kunſt, das Nützlichkeitsprincip vorherrſcht. Die wenigſten Bilder werden um ihrer ſelbſt willen gemalt, die wenigſten um ihrer ſelbſt willen bewundert und gekauft. Für die Kunſt ſind jedoch Jeremy Bentham's Principien nicht ſehr zuträglich. Eine Vedute findet immer Freunde, die componirte Landſchaft ſelten. Eine Vedute iſt doch eine angenehme Erin=

nerung für den, der die dargeſtellte Gegend kennt, der vielleicht ſelbſt an Ort und Stelle war. »Da in jenem Hauſe mit dem Vorbau habe ich logirt, es war ein hübſches Hausmädchen dort im Hauſe. Aber die Fenſterladen waren damals noch nicht grün angeſtrichen. Dort jenen Thurm habe ich auch erſtiegen, zugleich mit zwei jungen rothhaarigen Engländerinnen, von denen die eine ihr Album über das Thurmgeländer hinunterfallen ließ. Ich holte es ihr wieder, weßhalb mich ihre dicke Mutter zum Thee einlud.« — Solche Erinnerungen hört man viel. Ein Anderer hat Verwandte oder Freunde da wohnen, und für den hat die Vedute deßhalb Intereſſe. Und wer noch nicht an Ort und Stelle geweſen, der lernt die Gegend jetzt kennen, und bereichert ſo ſeine geographiſchen Kenntniſſe. Daß Heidelberg an einem Fluſſe liegt, über den eine große Brücke führt, wußte ich lange vorher, ehe ich mich an Ort und Stelle davon überzeugte. Mancher erſpart durch eine Vedute ſich die Reiſe; er ſagt: »Was ich dort in natura haben kann, habe ich hier im Bilde, und ſpare die Mühen und Koſten der Reiſe.« Andere aber, und zwar die Meiſten, empfangen erſt die Luſt, die Reiſe zu machen. »Nächſten Sommer

»wollen wir, will's Gott, auch hin,« ſagt der Mann zur Frau. —

Seit Hackerts Zeit, wo die Anzahl der italieniſchen Veduten, und ſeit Schütz, durch den die Rheinanſichten ſo ſehr zugenommen, ſind die Reiſen nach Italien und an den Rhein auch häufiger geworden. So darf bei der Vedute der Maler eher auf Käufer rechnen, als bei der komponirten Landſchaft, bei der alle dieſe Erinnerungen, Hoffnungen u. ſ. w. wegfallen. Was ſoll man mit einer Gegend, die doch nicht exiſtirt? Wenn die komponirte Landſchaft nicht gut iſt, iſt ſie gar nichts werth; die Vedute dagegen iſt, ganz abgeſehen vom Kunſtwerthe, des dargeſtellten Gegenſtandes wegen, geſucht und geſchätzt, ſie hat, möchte man ſagen, Bruchwerth.

Obgleich in der weiter unten folgenden Phraſeologie auch auf Landſchaften Rückſicht genommen iſt, ſo will ich doch gleich hier einige Wörter beibringen, welche der Kunſtkenner bei Beurtheilung von Landſchaften viel braucht. Das ſind erſtlich die Gründe. Dieſe haben mit der Logik nichts zu ſchaffen, wie der Kunſtkenner überhaupt nicht, ſondern bedeuten Vorder- oder Vor-, Mittel und Hintergrund der Landſchaft. Was das ſei, wird man vom Theater her wiſſen. Sodann redet er viel von der Schönheit der Linien, der Maſſen, von der Beleuchtung, dagegen braucht er den Ausdruck Baumſchlag ſelten, weil derſelbe ſehr bekannt und beinahe außer Mode iſt.

Wie zur ganzen Malerei, ſo gehört vorzüglich zur Landſchaftsmalerei Kenntniß der Perſpective. Mit dieſer iſt es gerade wie mit dem Zeichnen der Fall, ſie iſt ſehr ſchwer, deßhalb verſtehen nur wenige Künſtler etwas davon, Kunſtkenner gar nichts. Da man aber doch nicht umhin kann, darüber zu urtheilen, ſo decke man ſich dabei den Rücken, und rede nur im Allgemeinen davon, z. B. daß ſie zur Malerei ſehr nothwendig ſei, und daß man ſich vor Fehlern darin hüten ſolle. Es giebt Luft- und Linienperſpective. Luftperſpective iſt die Veränderung der Farbe, welche die Gegenſtände, je nach dem Grade ihrer Entfernung vom Auge, erleiden. Ein in einer Landſchaft fern am Horizonte liegender Berg z. B. wird in der Regel mehr oder minder blau erſcheinen, wie das hieſigen Orts der Deiſter auch regelmäßig zu beobachten pflegt. Stellte nun ein Künſtler einen ſolchen mit den Farben dar, die wir an ihm ſehn, wenn er nahe vor unſerm Auge liegt, ſo würde das ein Fehler gegen die Luftperſpective ſein.

Wie die Luftperſpective die Veränderung der Farbe bezeichnet, hat die Linienperſpective die Veränderung der Linien zu beſtimmen. Die Linienperſpective gerade iſt es, die ſo ſchwer iſt. Es gehören ſo verflucht poſitive Kenntniſſe dazu. Darum bleibe der Kenner davon und hüte ſich vor ihr. Im Allgemeinen, wie geſagt, rede man etwas darüber, aber nur in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken; es verleiht einen bedeutenden Nimbus über Perſpective zu reden. Einige terminos technicos der Perſpective will ich hier beibringen: horizontale Linien, verticale Linien, Augenpunkt, Horizont, Froſchperſpektive, Vogelperſpektive*), gerade Linien, ſchiefe ditto u. ſ. w.

---

*) Da oben angegeben worden, die Luftperſpective beſtimme die Veränderung der Farbe, die Linienperſpektive die der Linien, ſo könnte vielleicht Jemand auf die Idee kommen, die Froſch- und Vogelperſpektive bezeichne die Veränderung der Fröſche und Vögel. Das

Damit hat man genug, und wer dieſe Ausdrücke gehörig zu gebrauchen weiß, wird ſchon für einen tüchtigen Kenner der Perſpektive gelten. —

Eine vierte Hauptgattung der Malerei iſt die Portraitmalerei. Unter allen Gattungen der Malerei iſt dieſe faſt zu allen Zeiten vorzugsweiſe begünſtigt worden, aus leicht begreiflichen Gründen, auch wie Sulzer ſagt, darum weil »dieſe Mahlerei ein ſehr kräftiges Mittel iſt, die Bande der Hochachtung und Liebe nebſt allen anderen ſittlichen Beziehungen zwiſchen uns und unſern Voraltern, und den daher entſtehenden heilſamen Wirkungen auf die Gemüther zu unterhalten.«

Ein Portrait gut zu beurtheilen iſt ſehr ſchwer. Über den Gegenſtand, Compoſition und dergleichen

---

iſt aber keineswegs der Fall, ſondern dieſe Ausdrücke bedeuten etwas ganz anders. Aus der Froſchperſpective iſt etwas gezeichnet, wenn der dargeſtellte Gegenſtand höher iſt als der Standpunkt des Zeichners und alſo auch des Beſchauers; aus der Vogelperſpektive, wenn umgekehrt der Darſteller (und Beſchauer) höher ſtand, als der dargeſtellte Gegenſtand.

innere Beziehungen kann man nicht urtheilen, denn das iſt etwas Gegebenes, um das der Künſtler nicht umhin kann, deſſen er nicht ſchuldig iſt, das er nicht zu verantworten hat. Es bleibt alſo nur Beurtheilung der Technik, und eine ſolche Kritik hat immer ihr Mißliches; man darf wenigſtens nicht zu ſehr in's Detail gehen. Der Kenner wird daher wohl thun, ſich doch, ſoviel möglich iſt, in jenen innern Beziehungen umher zu treiben, von maleriſchem und unmaleriſchen Coſtüme u. dgl. zu reden, auch ſich wohl etwas weiter über Coſtüme zu verbreiten und z. B. zu bemerken, daß das Coſtüme dem Portraitmaler oft ſehr hinderlich ſei, daß im 16ten Jahrhundert die Maler es gut gehabt hätten, das Coſtüme ſei damals ſehr kleidſam geweſen, meiſtens ſchwarz, weßhalb das Hauptlicht auf den Kopf gefallen, jetzt aber ſei es höchſt unmaleriſch u. ſ. w. Auch kann man hier etwas über Fracks und Mäntel und Blouſenärmel anbringen. —

Hüten muß ſich der Kenner vor ſolchen Phraſen über ein Portrait, die alle Welt kennt und gebraucht. Nimmt er die in den Mund, ſo verläßt er gewiſſermaßen ſeine höhere Würde und wird nur ein ordinairer Menſch. Ich rechne zu dieſen Phraſen namentlich jene Lobeserhebungen eines Portraits: »es träte zum Rahmen heraus, es wäre ordentlich ſprechend ähnlich, es kuckte einen überall an, wo man auch ſtände« u. dgl. m. Oft wird der Kenner freilich nicht umhin können, dieſe Ausdrücke zu gebrauchen, dann muß er ſie aber ſtets neutraliſiren, z. B. dadurch daß er hinzuſetzt: wie man zu ſagen pflegt, oder dergl., als: »Ein vortreffliches Portrait! es tritt, wie die Leute wohl ſagen, ordentlich zum Rahmen heraus!« u. ſ. w.

So wie es nun ſehr ſchwer iſt, über ein Portrait ein gutes Urtheil zu fällen, ſo iſt es beinahe ebenſo ſchwer, ein gutes Portrait zu malen. Das Portrait ſoll nicht bloß die äußere Geſtalt, es muß die ganze Individualität einer Perſon uns vor Augen bringen. Es iſt aber mit den gemalten wie mit den geſchriebenen Schilderungen einer Perſon. Wie es denn ſehr verſchiedenartige giebt, z. B. die Schilderung durch Steckbriefe und eine andere wie ſie z. B. Shakeſpeare oder ein anderer großer Dichter uns von einer Perſon giebt, ſo ſind auch die Portraits ſehr verſchiedener Natur. Die gemalten

Steckbriefe ſind freilich die häufigſten. Eine beſondere Abtheilung der Portraits iſt die in männliche und weibliche. —

Die übrigen Gattungen der Malerei ſeien hier nur ganz kurz erwähnt, ſo die Thiermalerei, früher vorzüglich in den Niederlanden heimiſch, von der die jetzt ſehr favoriſirte Pferdemalerei ein Zweig iſt.

Eine andere Art der Malerei iſt die Darſtellung von Gegenſtänden aus dem Pflanzenreiche, als Blumen- und Fruchtſtücke. Ferner die ſ. g. Stillleben, Bilder, auf welchen mehrere Gegenſtände, aber nicht der Natur, alſo nicht z. B. Blumen und Früchte, ſondern der Kunſt, z. B. Inſtrumente irgend einer Art, muſikaliſcher oder Maler-Apparat auf eine gefällige Art gruppirt, dargeſtellt ſind. Dieſe Art Bilder iſt jetzt ſehr aus der Mode.

Zur Malerei im weiteren Sinne gehören auch jene vervielfältigenden Künſte, nämlich Kupferſtich, Steindruck und Holzſchnitt.

Der Kupferſtich (und Stahlſtich) ſucht durch Schatten und Licht die Wirkungen eines Gemäldes zu erreichen. Über die verſchiedenen Arten der Kupferſtecherkunſt ſehe man das Converſationslexicon nach. Zu den Kupferſtichen gehören auch die ſ. g. Radirungen, für die der Kenner, namentlich wenn ſie von berühmten Künſtlern, wie z. B. Rembrandt, Ruysdael, Waterloo u. ſ. w. herrühren, ein ganz beſonderes Tendre hegen muß, deſſen Grad ſich nach dem: Rare, trés-rare und extrêmement rare des Bartſchſchen Peintre-Graveur abmißt.

Der Steindruck oder Lithographie, Kunſtkenner ſchreiben auch wohl Lythographie, iſt eine Erfindung neueſter Zeit, zu welcher der einfache chemiſche Proceß, daß Fett das Fett annimmt, aber das Waſſer weder das Fett noch das Fett das Waſſer, auf die allerſcharfſinnigſte Weiſe benutzt worden. Der Kenner darf nur wenig Werth auf den Steindruck als ſelbſtſtändige Kunſt legen, muß vielmehr jammern, daß der Steindruck den Kupferſtich gänzlich zu verdrängen drohe.

Der Holzſchnitt, die älteſte dieſer drei Künſte, wird dagegen vom Kenner mit beſonderer Vorliebe begünſtigt, doch gilt dies nur dem ältern Holzſchnitte aus den früheren Jahrhunderten. Damals ward derſelbe fleißig geübt, ſpäter verfiel er. Unger in Berlin machte im vorigen Jahrhundert einige Verſuche ihn wieder zu heben, dies iſt aber erſt in neueſter Zeit durch Gubitz und die Engländer gelungen, welche die ebenſo einfache als langweilige Technik deſſelben vervollkommneten und erleichterten.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe oberflächlichſt eine gedrängte Überſicht des ganzen Feldes der Kunſt zu geben verſucht worden, eine Überſicht, die leicht aus den zugänglichſten Büchern, z. B. dem Converſationslexicon, ergänzt werden kann, komme ich zum eigentlichen Zwecke, nämlich einer *Anleitung zur Kunſtkennerſchaft*.

Wie ich bereits oben erwähnt, beſteht dieſelbe in einer *Phraſeologie*, als dem leichteſten Mittel, eine Sprache oder Wiſſenſchaft ſchnell zu lernen. Die Kunſtkennerei iſt aber keine Wiſſenſchaft, ſondern nur eine Sprache, ungefähr wie die ihr ſehr ähnliche Kochemerſprache, von der Pfiſter eine Phraſeologie geliefert hat. Das Erlernen der Kunſtkennerei hat aber weſentlich etwas vor dem Erlernen anderer Sprachen voraus. Wer nur durch eine Phraſeologie z. B. Engliſch lernt, wird dieſe Sprache nur ſehr oberflächlich verſtehen, den Geiſt derſelben wird er gewiß nicht erfaßt haben. Mit der Kunſtkennerei iſt es ein Anderes. Die beſteht nur in Phraſen. Wer die nachfolgende Phraſeologie alſo gehörig in succum et sanguinem vertirt hat, der iſt ein Kunſtkenner, ſo groß, ſo wahr er nur hier in Hannover, ſo groß er in Deutſchland exiſtirt. Tiefere mühſelige Studien gehören nicht zum Kenner, nichts als Phraſen, beſonderen Talentes bedarf es nicht dazu, nur einer flinken Zunge, es gehört nicht einmal Kopf dazu, nur etwas Gedächniß; viel geſehen zu haben iſt auch nicht nöthig, er braucht nicht mehr geſehen zu haben als dieſe Praſeologie; nur blöde darf man nicht ſein.

Ich habe einmal geleſen, der berühmte Vaucanſon habe, außer ſeiner Ente, welche bekanntlich gegeſſen, verdauet und geſchnattert wie eine natürliche Ente, auch einen Kunſtkenner angefertigt, der ebenfalls wie jene Ente, zwar nicht verdauet, aber doch geſchnattert, gerade wie ein natürlicher Kunſtkenner. Derſelbe war auf ſieben Kunſturtheile geſetzt, und ſoll ſo täuſchend gemacht geweſen ſein, daß ihn viele Leute nicht bloß für einen wirklichen, ſondern auch für einen lebendigen Kunſtkenner gehalten. Späterhin nach Vaucanſons Tode ſoll ſich derſelbe emancipirt, ſogar den Titel Kommerzrath und einen Orden erhalten, in bedeutendem Anſehen als Kenner geſtanden haben, und von Niemandem für ein Automat erkannt worden ſein. Ich glaube dieſe Geſchichte nur theilweiſe.

Wenn nun auch nichts als Phraſen zur Kunſtkennerſchaft gehören, ſo darf man doch nicht verächtlich auf ein Wiſſen blicken, das nur in Phraſen beſteht; eine gute Phraſe iſt ein koſtbar Ding. Ich könnte hier Manches anführen zum Lobe guter Phraſen; ich will aber nur auf den Ausſpruch eines unſerer geiſtreichſten Landsleute, nämlich des ehemaligen Friedensrichters Robert Schaal hinweiſen, welches alſo lautet: »Gute Phraſen ſind und waren ſicher ſtets ſehr empfehlenswerth.«

Nun noch Einiges über den Gebrauch dieſer Phraſeologie.

Sie enthält Phraſen aller Art, Phraſen mit Urtheil und Phraſen ohne Urtheil, Urtheile mit Lob und Tadel und ohne Lob und Tadel und Urtheile mit Lob und Urtheile mit Tadel, ausführliche und allgemeine, Empfindungen und Gefühle, — kurz man wird nichts vermiſſen.

Ich hatte anfangs die Abſicht ſie in beſtimmte Abtheilungen zu ordnen, als lobende, tadelnde u. ſ. w., es iſt dies aber unterblieben, weil ich es für eine nützliche Aufgabe für den Scharfſinn des ſich erſt bildenden Kunſtkenners halte, die Phraſen ſelbſt zu ſortiren, und die einzelnen Claſſen zu ſeinem Gebrauche herauszuſuchen.

Es bedarf wohl nur eines Fingerzeiges, um darauf aufmerkſam zu machen, daß aus den hier gegebenen Urtheilen, da ſie aus den ſtereotypen Phraſen und Ausdrücken beſtehen, eine Unzahl weiterer Urtheile von jedem Character zuſammengeſetzt werden kann. Wie man bereits eine Kunſt hat, durch den Würfel Gedichte, Predigten und Tänze zu verfertigen, ſo würde es noch viel leichter ſein, durch den Würfel Kunſturtheile zu komponiren. Andere mögen dieſe Ideen weiter ausführen, mir genügt es, darauf hingewieſen zu haben.

Da es Manchem ſchwer fallen möchte, die folgenden Phraſen ganz oder zum Theil auswendig zu lernen, ſo kann man ſie auch als Deviſen für Bonb[illegible] beſonders abdrucken laſſen und dann durch zweckmäßige Anwendung dieſer Bonbons, und indem man auf dieſe Weiſe das utile dem dulci verbindet, die Phraſen unvermerkt auswendig lernen.

Kunſtkenner-Phraſeologie.

1. Dieſes Gemälde muß man vortrefflich nennen.

Anmerkung. Ein ſolches im Allgemeinen lobendes Urtheil hat ſein Gutes. Sollte ein anderer Kunſtkenner in der Nähe ſein, und dem Lobe widerſprechen, und man hat Grund zu glauben, der Mann beſitze vielleicht mehr Autorität als Kunſtkenner, oder mehr Geld als Menſch, ſo kann man entweder ſagen, man habe das daneben hängende Bild gemeint, welches eine vortreffliche und von Kunſtkennern viel gebrauchte Ausflucht iſt, oder aber man ſagt, man habe es ironiſch gemeint, und die Ironie iſt auch ein gutes Mittel. Man thut daher beſſer, ein Bild im Allgemeinen zu loben, als daſſelbe im Allgemeinen zu tadeln. Widerſpricht ein anderer Kenner, ſo kann man ſich entweder auf die oben angegebene Art helfen, oder man lobt einige Details und ſtimmt in den Tadel anderer ein, oder man rühmt die Poeſie der Erfindung oder der Auffaſſung, oder auch, wie dieſes Wolfgang Menzel bei ſchlechten Gedichten thut, die politiſche Geſinnung des Autors. Auch kann es ſich ereignen, daß der Künſtler unbekannter Weiſe in der Nähe iſt, und da iſt denn aus pſychologiſchen Gründen Lob ſicher weit beſſer als Tadel, denn Lob nimmt kein Künſtler übel.

2. Dieſes Bild iſt ſehr ſchlecht.

Anmerkung. Hat man den Wunſch, ein Bild zu tadeln, ſo mag man dies immer thun; wird dem Tadel widerſprochen, ſo wird ein gewandter Mann ſich ſchon zu helfen wiſſen, ſonſt kann man auch beim Tadel beharren, und denſelben dadurch motiviren, daß man ſagt, nun mit den Raphaeliſchen Schöpfungen z. B. laſſe ſich dieſes Bild doch auf keine Weiſe vergleichen.

3. Je länger man dieſes Bild betrachtet, deſto mehr muß man die Kraft, die gediegene Zeichnung, das warme Colorit darin bewundern.

4. Bei dieſem Bilde muß man ganz daſſelbe ſagen, wie bei dem vorigen.

Anmerkung. Dies iſt ein ganz gutes Urtheil, wenn man Gründe hat, kein beſtimmteres abzugeben. Man kann es auch variiren, und z. B. ſagen:

5. Bei dieſem Bilde iſt gerade das Gegentheil des bei dem vorhergehenden Erwähnten der Fall.

Anmerkung. Man kann mit dieſen beiden Urtheilen, wenn man ſie gehörig in allen Nüancen variirt, eine ganze Ausſtellung durchrecenſiren, nur muß man nicht beim erſten, ſondern gleich beim zweiten Bilde anfangen.

6. Der Künſtler verbindet in dieſem Bilde eine ſtark wirkende und angenehme Färbung mit einer markigen, kühnen und leichten Behandlung des Pinſels, und das Bild empfiehlt ſich durch geſchmackvolle Compoſition und ſinnige Anordnung des Lichts und Helldunkels.

Anmerkung. Behandlung des Pinſels, i. e. Behandlung der Farben, Führung des Pinſels. Markig, kühn und leicht ſind Beiwörter, die der Pinſel ſehr liebt. Kühn und leicht nennt man die Pinſelführung im Gegentheil der ängſtlichen, bei welcher die Unſicherheit und Operoſität durchblickt. Sulzer ſagt über Pinſel: »Im uneigentlichen Ver-

»ſtande wird ein großer Theil der Bearbeitung durch »das Wort Pinſel ausgedrückt, ſo wie man die »Schreibart durch das Inſtrument des Schreibens, »den Styl oder die Feder ausdrückt. Man nennt »eine Bearbeitung, die durch ſtarke und fett aufgetragene Farbenſtriche geſchieht, einen ſtarken und »fetten Pinſel u. ſ. f.« —

Helldunkel iſt nach Hagedorn (Betrachtungen über die Malerei S. 653) und Sulzer die Nüancirung des Lichtes und Schattens durch die helleren oder dunkleren Lokalfarben.

7. Der Künſtler hat in dieſem Bilde ſeine gewiß höchſt ſchwierige Aufgabe ſehr glücklich gelöſt.

8. Obgleich ſich in dieſem Bilde ein ſeltenes bedeutendes Kunſtvermögen offenbart, ſo iſt doch das Streben des Künſtlers nach Idealem zu tadeln, da daſſelbe ſich in's Unbeſtimmte, Charakterloſe verliert. Es fehlt an ſtrenger Zeichnung, an kräftigen Tinten, an tiefem phyſiognomiſchen und pathognomiſchen Ausdrucke. Studium der Natur vermißt man durchgehends.

9. Im Ganzen muß man zwar dieſem Bildchen einen etwas heiterern Ton wünſchen, doch muß man im Einzelnen das ſchöne Waſſer und den gelungenen Ton auf dem Gebirge im Mittelgrunde bewundern.

Anmerkung. Ton, nennt man die Abſtufung einer Farbe. Von dem Tone eines Bildes ſpricht man, wenn eine Farbe darin vorherrſcht.

10. Über die Ähnlichkeit muß ich mich des Urtheils enthalten, da das Original mir unbekannt iſt, doch ſieht das Ganze ſo individuell aus, daß man mit Grund auf Ähnlichkeit ſchließen darf. Die praktiſche Art zu malen verdient lobende Erwähnung. Der Kopf iſt mit großem Talente, zart und doch markig und ſehr modellirt gemalt. Der Fleiſchton iſt warm und doch zart, die Haare ſind zweckmäßig behandelt, beſonders zu loben iſt das duftige Helldunkel in den Naslöchern. Das Coſtüme iſt vortrefflich arrangirt und die Reflexe der blanken Rockknöpfe mit vielem Gefühl aufgefaßt und wiedergegeben.

Anmerkung. Modellirt nennt man die Malerei, wenn der dargeſtellte Gegenſtand gerundet hervortritt.

11. Die Anordnung dieſes Bildes iſt ſehr gut, die Gruppirung natürlich, die Köpfe ſind ſchön ausgemalt und in der Farbe warm und klar, die Zeichnung iſt korrekt, aber trotz dem Allen ſpricht das Bild nicht an, denn ihm fehlt eine Idee.

12. Durch den friſchen heitern Farbenton, und durch die gute Ausführung des Vordergrundes iſt dieſe Vedute zu einem ſchönen Ganzen gerundet, welches einen höchſt angenehmen Eindruck macht.

13. Dieſem Künſtler iſt Studium
der guten Coloriſten
der Antike
der Natur
anzurathen.

14. Ein ſchöner Gedanke, welcher ſeinem Erfinder Ehre macht, gleich vortrefflich ausgeführt.

15. Die heilige Cäcilia, eine äußerſt liebliche Jungfrau, neigt ſich mit einem Ausdruck über die

Orgel, daß man, ſtatt dieſer Orgel, ein Kind ihr in die Arme gedacht, ſie ganz gut für eine Madonna halten könnte. Ihre Augen ſind ganz tief geſenkt, und doch glaubt man den Ausdruck der reinſten Unſchuld und Frömmigkeit in ihnen leſen zu können. Ebenſo gelungen iſt der ſchöne geſchloſſene Mund.

16. Gründliches Studium der Natur, großer Fleiß der Ausführung, viel Gefühl für Farbe und die Harmonie derſelben empfehlen dieſes Bild ſehr. Nur Schade, daß der Totaleindruck des Ganzen durch den ſo ſchlechten Rahmen geſtört wird.

17. Alles auf dieſem ausgezeichneten Gemälde iſt mit Fleiß und Liebe behandelt, die ſich bis auf die kleinſten Details erſtreckt. Wie wahr und täuſchend iſt der Dampf, der aus den Schornſteinen des Bauerhauſes linker Hand aufſteigt, zwar nur eine unbedeutende Sache, aber von großer Wirkung. An dem Erkennen des Einfluſſes ſolcher Effekte auf die Wahrheit eines Bildes zeigt ſich der wahre Künſtler, dem nichts in der Natur zu unbedeutend iſt. Ebenſo zu loben iſt der gelungene Effekt, den die

Sonnenſtrahlen auf der Flinte des Gemſenjägers im Mittelgrunde erzeugen. Dieſer Gemſenjäger ſcheint von der andern Seite des die Mitte des Gemäldes einnehmenden See's gekommen zu ſein, denn ein Nachen ſchaukelt, durch ein Seil an das Ufer im Vordergrunde befeſtigt, auf dem dunkeln See. In dieſem Vordergrunde hat der Künſtler allen Fleiß gezeigt, den man nur verlangen kann. Alles, die Felſen mit ihren mannichfaltigen Kräutern, ſo wie die Bretter, woraus das Schiffchen beſteht, vor Allem aber das Seil, an dem es befeſtigt, ſind mit großer Innigkeit aufgefaßt und wiedergegeben. Eine reine und durchſichtige Farbe herrſcht auf dem ganzen Bilde, das die frühe Morgenſtunde, wo die Nebel von der ſiegenden Sonne niedergedrückt werden, darzuſtellen ſcheint.

18. In dieſem Portrait einer bejahrten Frau hat ſich der Künſtler als tüchtigen Bildnißmaler bewährt. Der Kopf iſt vortrefflich modellirt, die Carnation ſehr wahr, nur zu roſenfarben, und in der Gegend der Naſe etwas zu violett. Daß der Künſtler das eine fehlende Auge durch eine herabfallende Locke verborgen, darf man eine glückliche Idee nen-

nen. Vorzüglich zu loben iſt die wahrhaft Raphaeliſche Neigung des Kopfes.

19. Ein ebenſo vortrefflich gezeichnetes als gemaltes Bild. Vorzüglich in Licht und Schatten, in Transparenz und Wärme und Kraft der verſtändig zuſammengeſetzten Farben, in genauer Beobachtung der Lokaltöne, offenbart ſich das hervorragende Talent des Künſtlers für das Maleriſche, und die größte techniſche Fertigkeit. Dem Schatten hat er durch Laſiren das Durchſichtige und Klare des natürlichen ertheilt. Unmerklich ſind die Übergänge der einzelnen Töne, und das Ganze erſcheint durch einen Guß in einander verſchmolzen.

Anmerkung. »Laſiren«, ſagt Sulzer, »bedeutet eine Farbe mit einer andern durchſichtigen »Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die »darüber liegende durchſcheinet, entſteht aus beider »Vereinigung eine dritte Farbe, die oft ſchöner und »allemal ſaftiger iſt, als ſie ſein würde, wenn beide »ſchon auf der Pallette unter einander gemiſcht worden wären. — — Das Laſiren thut eine doppelte »Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch ſchöner und ſaftiger — —; und denn kann

»es auch dienen, ganzen Maſſen eine vollkommnere »Harmonie zu geben.«

Lokalfarben. Man ſagt von einem Maler, derſelbe beobachte die Lokalfarbe genau, wenn man in ſeinem Bilde die eigenthümliche Farbe eines Gegenſtandes auch im Schatten und Licht wiedererkennt. In der Natur erkennt man auch im tiefſten Schatten die eigenthümliche Farbe eines Gegenſtandes (das iſt gerade die Lokalfarbe oder der Lokalton), weil der Schatten nichts Körperliches iſt. Im Bilde iſt das ein anderes. Da kann der Maler den Schatten nicht anders hervorbringen, als daß er dazu dunkelere, vielleicht ſchwarze Farbe nimmt. Der Maler habe z. B. einen Felſen von gelblicher Farbe darzuſtellen. In der Natur wird man deſſen Farbe auch im Schatten erkennen, aber wie nun im Bilde, wo der Maler den Schatten, um ihn gegen die beleuchteten Stellen abzuſetzen, doch mehr oder minder ſchwarz malen muß, wo alſo das Gelbe im Schwarzen verſchwinden wird? Wenn nun der Maler ſeine Kunſt ſo wohl verſteht, daß man durch den Schatten hindurch auch noch die eigenthümliche Farbe des dargeſtellten Gegenſtandes erkennt, ſo ſagt man, er beobachte die Lokalfarbe gut und redet von der

Durchſichtigkeit und Transparenz ſeines Schattens.

20. Ein warm gehaltenes und gut gemaltes Bildchen, deſſen Idee anſprechend iſt; die Ausführung zeugt von tiefem Fleiß und hoher Genialität. Der Hintergrund tritt vortrefflich zurück und das Bild geht außerordentlich auseinander.

Anmerkung. Idee — Idee — was iſt die Idee eines Bildes?

Die Idee eines Bildes iſt das dritte Wort des Kenners. Was iſt die Idee? Obgleich nun ein Kenner nicht zu wiſſen braucht, was das iſt, wovon er ſpricht, und namentlich von denjenigen Kennern, die ich mein Lebelang kennen gelernt habe, kein Einziger wußte, was er ſich unter der Idee eines Bildes dachte, von der er doch ſo oft redete, ſo will ich doch möglichſt ehrlich verfahren, und anzugeben verſuchen, was Viele unter der Idee eines Bildes verſtehen und was man allenfalls darunter zu verſtehen habe. Der Ausdruck iſt noch neu, Sulzer hat ihn nicht.

Die Idee eines Kunſtwerkes iſt, wie ich überzeugt bin, der Geiſt des Künſtlers, der deſſen Werk durchdringt. Die Idee iſt die Seele des Bildes. Ein Bild hat noch keine Idee, wenn auch irgend ein trockener Begriff, irgend eine Moral darin ausgeſprochen iſt. Es giebt viel ſolcher Bilder, bei denen der Künſtler durch eine alſo hineingelegte Moral zu erſetzen ſuchte, was ihm fehlte. Gerade bei der Idee eines Kunſtwerkes gilt auch der Grundſatz, daß wer nichts hat, nichts geben könne. So giebt es Bilder mit der allerrührendſten Mutterliebe, der betrübendſten Armuth, der himmliſchſten Wohlthätigkeit u. dgl. m. Die Bilder ſind auch vielleicht gut gemalt und auch verſtändlich. Und wenn's hoch kommt, paſſen ſie doch nur für Bilderbücher für Kinder. Kunſtwerke ſind es nicht, denn nur die Idee macht das Kunſtwerk. Die Meiſten freilich halten irgend eine ſolche klar ausgeſprochene Idee oder Begriff gerade für die Idee, die Seele des Bildes. Wenn dem aber ſo wäre, ſo müßte man jenen eben angeführten Bildern für Kinder, wären ſie auch noch ſo ſchlecht und geiſtlos gemacht, Idee zuſprechen. Dann hätten alle und jede Allegorieen und Karrikaturen vorzugsweiſe eine Idee. Und den Bildern der größten und herrlichſten Meiſter müßte man eine Idee abſprechen. Wie denn Mancher an dem Overbeckſchen Bilde der vorigen Ausſtellun eine Idee vermißte, gerade weil er irgend eine kla und platt ausgeſprochene Moral darin ſuchte.

Ein wahrer Künſtler wird uns im kleinſten ſeiner Werke, vielleicht in der flüchtigſten Skizze, in der unbedeutendſten Studie ſtets etwas geben, das uns reizt, rührt und entzückt, etwas, das Geiſt, Seele, das eine Idee hat. Nur der Geiſt (des Kunſtwerkes) regt den Geiſt (des Beſchauers) an, aber umgekehrt findet auch nur der Geiſt den Geiſt.

Es wird nur wenige Bilder guter Meiſter geben, aus denen man irgend einen moraliſchen Begriff abſtrahiren kann. Warum gefallen des Teniers betrunkene Bauern, des Palamedes Wachtſtuben, des Murillo's Bettelbuben ſo ſehr? Es iſt der Geiſt des Künſtlers, der aus dieſen Bildern zu uns redet. Es liegt doch wahrlich weder große, hohe oder tiefe Poeſie, noch irgend ein beſonderer und klar ſich ausſprechender Begriff in einem betrunkenen Bauer, den ſeine ſchnaufende Ehehälfte zu Haus lootſet, wie ſie Teniers ſo vielfach gemalt, oder in den trinkenden Soldaten des Palamedes, die ein rauchendes Freudenmädchen auf dem Schooße halten, oder gar in den Betteljungen Murillo's, die ſich das Ungeziefer abſuchen! Was ſpricht uns denn aus dieſen Bildern ſo ſehr an? Ein darin niedergelegter Begriff, vielleicht gar eine Moral wahrhaftig nicht. Nur der Geiſt des Malers, der dieſe Scenen, wie ſie ihm die Natur, wie ſie ihm jede Bauernkneipe, Wachtſtube oder Straßenecke darbot, ſo auffaßte und wiedergab.

Es iſt viel dummes Zeug über dieſe Gegenſtände geſagt und geſchrieben worden, und ich bin nicht ſo beſcheiden zu glauben, das eben Geſagte gehöre nicht auch dazu. Große Kunſtkenner haben bald tiefen ſich ſelbſt verhöhnenden und doch wieder verſöhnenden Humor in den betrunkenen Bauern des David Teniers entdeckt, bald haben ſie gemeint, der Künſtler habe damit nur die Moral ausſprechen wollen, daß man ſich nicht betrinken ſolle, wenigſtens nicht eher, bis man eine Frau hat, die einen zu Haus bringe. Bald wieder haben ſie die allerinnigſte Poeſie, die kriſtallreinſte Objektivität und Gott weiß was Alles noch in des Murillo's Bettelbuben geſucht. Ich glaube aber, der Junge findet am Ende mehr wie ſie.

Was zieht uns in jenen flüchtigen Radirungen Rembrandts, was in jenen oft ſo geiſtreichen als flüchtigen franzöſiſchen Lithographien an? wo z. B. auf einer ein kleines Mädchen dem Kettenhunde ſein Bilderbuch zeigt, und der mit der allerernſthafteſten Miene hineinſchaut, oder wo auf einer andern ein hübſcher Bube ſich in das Attelier eines Malers geſchlichen hat, und nun mit dem größten Eifer und ohne irgend an Schelmerei zu denken, einem Damenportrait, das der Künſtler eben verlaſſen, einen großen Schnurrbart malt. Was reizt uns in jenen trefflichen Genrebildern von Kirner, Bürkel und anderen neueren Meiſtern? Es iſt immer nur der Geiſt des Künſtlers, der uns daraus anſpricht.

In der Dichtkunſt iſt es gerade ebenſo. Warum entzückt uns ſo manches der kleinen Lieder von Göthe? Es iſt gerade kein großer Gedanke darin ausgeſprochen, keine neue Idee erfunden, kein neues Gefühl entdeckt. Und nun dagegen ſo manches Lied anderer ſ. g. Dichter! Was iſt da der Unterſchied? wo liegt der Unterſchied? Warum iſt jenes gut und dieſes ſchlecht?

Ich erinnere mich, daß ich einmal, wahrhaftig zufällig, es regnete gerade und ich hatte keinen Schirm, in Göttingen Anno 1827 in Bouterwecks Äſthetik hineingerieth. Da ſagte der auch, nachdem er genau aufgezählt, was Alles dazu gehöre, um ein gutes Gedicht zu machen, nämlich Gegenſtand, Versbau, angenehme Wendungen, Begeiſterung, Tropen u. dgl. m., ſo daß ſeine Zuhörer ſchon meinten, ſie könnten's nun allenfalls, auch einer Zuthat, die dazu nöthig ſei, erwähnte, die ſich aber eben nicht weiter definiren laſſe, und die man Geiſt nenne. Gerade dieſer Geiſt, dieſe nicht zu definirende Zuthat, dieſes unnennbare Etwas, iſt es, was die Seele des Bildes und des Gedichtes iſt, und durch das ſich das gute Kunſtwerk, oder vielmehr das wahre Kunſtwerk vom ſchlechten, das eigentlich keines iſt, unterſcheidet. Es giebt Bilder gut gemalt, zierlich in Compoſition und Ausführung, korrekt in der Zeichnung; dieſe Bilder finden auch wohl Freunde; es giebt eben ſolche Gedichte. Aber beiden fehlt der Geiſt. Das iſt nun einmal nicht anders. Es iſt nicht Jeder ein Goethe oder Raphael. Non omnia possumus omnes, und Interdum bonus dormitat Homerus kann man hinzuſetzen.

Wie der ſelige Bouterweck ſagte, man kann die Sache nicht recht definiren, und dieſes, was er nicht recht definiren, nicht näher bezeichnen konnte, Geiſt nannte, ſo iſt es auch mit der Idee, dem Geiſte eines Bildes. Kann man doch ſelbſt die Idee des Kunſtwerkes, das wir Menſch nennen, nicht definiren. Was hat der Künſtler damit ſagen gewollt? Wir nennen die Idee dieſes Kunſtwerkes Seele, aber was iſt das: Seele? Iſt es ein Theil, eine Emanation irgend einer großen Alles durchdringenden Seele, ein Theil des Geiſtes des großen Künſtlers, oder iſt es am Ende nur das Arom, das den Körper vor Fäulniß bewahrt?

Ob ich mich verſtändlich gemacht habe oder nicht, weiß ich nicht, gilt mir auch ganz gleich, da es ja nicht nöthig iſt, daß der Kenner wiſſe, was die Idee eines Bildes iſt, wenn er nur davon redet.

21. Das Licht iſt auf dieſem Bilde ſehr weiſe

behandelt, was bei den bunten militäriſchen Coſtümen und der einfachen Umgebung von großer Wirkung auf das Ganze iſt. Nur Schade, daß bei einem ſo ausgezeichneten Bilde der Künſtler bei Behandlung der verlorenen Patrontaſche im Mittelgrunde ſich ſo leichtſinnig über die Regeln der Perſpektive hinweggeſetzt hat. Vorzüglich zu loben iſt die Behandlung der Uniformen, und die Liebe, die überall aus denſelben hervorblickt. An der Laſur des einen Stiefels des Lanciers im Vordergrunde erkennt man ein fleißiges Studium der ausgezeichneten alten Venetianiſchen Coloriſten.

22. Eine Waldpartie voll hoher Natur und tiefer Wahrheit, die Baumpartieen ſind frei und ſicher behandelt.

23. Eines der wenigen hiſtoriſchen Bilder, das in Compoſition und Ausführung an die Florentiniſche Schule erinnert. Die Figuren ſind brav gezeichnet und ſchlicht und großartig drappirt. Chriſtus iſt edel gehalten und voll Ausdruck. Zu loben iſt es, daß der Künſtler von der gewöhnlichen Darſtellung Chriſti inſoweit abgewichen iſt, daß er dem-

ſelben kurz verſchnittenes Haupthaar gegeben hat. Es beurkundet ſich darin das eminente Genie, das ſich eine neue, eigene Bahn bricht. Petrus iſt eine kräftige Geſtalt, die Farbe ſeines Rockes ſcheint jedoch weniger günſtig gewählt. Johannes ſieht gar zu bejahrt aus, man denkt ihn ſich in der Regel ohne einen ſolchen langen Bart. In Markus vermißt man eine genauere Betonung der Lokalfarben. Daß der Künſtler dem Judas Ohrringe gegeben, iſt eine ſinnige und pſychologiſch tief begründete Idee. An ſolchen kleinen Zügen erkennt man den denkenden Künſtler. Die übrigen Jünger ſind alle mehr oder weniger brav gezeichnet und gemalt.

Anmerkung. Ad vocem: Florentiniſche *Schule*. Schule iſt ein Lieblingswort der Kunſtkenner. *Sulzer* ſagt darüber folgendes: »Unter dieſem Worte verſtehen die Liebhaber der zeichnenden Künſte eine Folge von Künſtlern, welche einen gemeinſchaftlichen Urſprung und daher auch etwas Gemeinſchaftliches in ihrem Charakter haben. — — — Im engern und beſtimmten Verſtande, bedeutet Schule eine Folge von Malern, die ihre Kunſt hauptſächlich nach den Grundſätzen und Regeln

»eines einzigen Meiſters gelernt haben, und entweder unmittelbar ſeine Schüler oder doch Schüler »ſeiner Schüler ſind.«

Von der Schule eines Ortes, eines Landes, kann nur die Rede ſein, wenn daſelbſt wirklich eine ſolche, wie ſie Sulzer eben bezeichnet, beſtanden, wenn eine Reihe Künſtler daſelbſt gelebt, die in ihren Beſtrebungen etwas Gemeinſchaftliches haben; wenn in irgend einem Orte oder einem Lande irgend ein einzelner oder ein paar vereinzelte Künſtler gelebt, ſo kann man noch nicht von der Schule dieſes Ortes oder Landes reden.

24. Dieſes Bild iſt mit vielem Geſchmack und Talent behandelt, und berechtigt „zu großen Erwartungen von dem jungen Künſtler, der jetzt auf einer Kunſtreiſe in Italien begriffen iſt, wozu ihm die hohe Gnade unſeres kunſtliebenden Fürſten auf meine Empfehlung die Mittel gegeben hat.

25. Ein im höchſten Grade anſpruchloſes und mit wenig Mitteln gemachtes Bild, das aber doch

ſo vollendet ſcheint, daß man die Natur zu ſehn glaubt.

26. Die Richtigkeit der Zeichnung, die Grazie der Compoſition, die Poeſie der Erfindung, das lebenathmende Colorit voll Kraft und ſtarkem Impaſto, das duftige Clair-Obſcür, erheben dieſes Bild zu einem Kunſtwerke, das ſeines Gleichen ſucht. Maria, dargeſtellt in der ſchönſten Blüthe der Jugend, zeigt ſich als die züchtigſte Jungfrau, und zugleich als die liebevollſte Mutter. Sie iſt verloren in der Anbetung der Gottheit ihres Sohnes, wie die in einandergelegten Hände beweiſen, deren Sanftheit höchſt gelungen iſt. Annens Kopf iſt wie eine Blume, die hinwelkend noch wohlgeſtaltet erſcheint. Es iſt dies Bild aus Saſſoferrato's beſter Zeit, aus dem Anfange ſeiner fünften Manier; es iſt wohl erhalten und hat durchaus nicht nachgedunkelt. Ich laſſe Ihnen dieſes in jedem Betracht unſchätzbare Kunſtwerk für vierzig Louisd'or, ſoviel hat es mich ſelbſt auf einer Auktion gekoſtet.

Anmerkung. Impaſto i. e. dicker Farbenauftrag, davon das Beiwort: paſtos. Clair-

Obſcür i. e. Helldunkel. Louisd'or i. e. 5 Rthlr. 16 Ggr. Pr. Cour. Die meiſten der hier erklärten Wörter pflegen die Kunſtkenner von den Künſtlern aufzuſchnappen, bei dieſem iſt es umgekehrt der Fall.

27. Dieſes Bild würde ſehr zu rühmen ſein, wenn es vollendet wäre. Es ſtellt einen Sturm vor. Die großartige Anlage des Waſſers iſt bewundernswürdig, und einzelne Partieen ſind ſehr gelungen, doch iſt das Ganze, da es noch nicht vollendet iſt, ſo ſehr dies auch einzelne Partieen ſind, noch nicht in gehöriger Haltung. Die Schiffe ſind wohl gemacht, das Segel und Tauwerk derſelben wohl verſtanden; die ſtark bewegten Wellen zeigen einen Wechſel von Lichtern und Schatten, die ſich mit den Reflexen der Gegenſtände miſchen und Formen und Farben ändern.

Anmerkung. Über Haltung ſagt Sulzer: „Man ſagt von einem Gemählde, es habe Haltung, „wenn jeder Theil in Anſehung der Tiefe des „Raumes oder der Entfernung vom Auge, ſich von „dem neben ihm ſtehenden merklich abſondert, ſo

»daß die nahen Sachen gehörig hervortreten, die »entfernten nach Maßgebung der Entfernung, »mehr oder weniger zurückweichen. — — — — »Demnach iſt die Haltung das, was eigentlich dem »Gemälde das Leben und die wahre Natur giebt, »weil ohne ſie kein Gegenſtand als ein wirklicher »Körper erſcheinen kann, ſondern ein bloßes Schattenbild iſt.« — Wenn man von einem Bilde ſagt, es gehe gut auseinander, ſo iſt damit daſſelbe gemeint, was unter Haltung verſtanden wird.

28. So ſehr es zu loben iſt, daß ein junger Künſtler ſich an einem hiſtoriſchen Stoffe verſuche, ſo verdient dieſes Streben doch Tadel, wenn er ſich ſeiner Aufgabe ſo wenig gewachſen zeigt, als das bei dieſem Bilde der Fall iſt. Auffaſſung, Compoſition und Ausführung verdienen Tadel. Der Gegenſtand, Joſephs Verſuchung durch Suleika, bot Gelegenheit, zwei ſchöne jugendliche Geſtalten in anziehender Stellung vor die Augen zu bringen. Der Künſtler hat aber ſeine Aufgabe durchaus verfehlt. Suleika ſoll zwar nicht die verbuhlte Holländerin ſein, wie ſie in Rembrandt's Radirung ihre Reize zeigt, aber etwas ſinnlicher hätte ſie wohl

aufgefaßt werden dürfen, wie dieſes ja auch ſämmtliche Darſteller dieſer Scene, z. B. auch Cignani, in ſeinem ſchönen Bilde der Dresdener Gallerie, gethan haben. Potiphars Weib iſt hier eine ſchmächtige, magere, verkümmerte, hellblonde Perſon mit blaßrothen Wangen und ſpitzer Naſe. Durch dieſen Mangel an Reizen iſt zwar Joſephs Davonlaufen wohl motivirt. Dabei ſieht ſie mehr auf den Mantel, den ihr Joſeph in der Hand gelaſſen, als auf dieſen ſelbſt. Dieſer, Joſeph, richtet ebenfalls ſeine Blicke nur auf den Mantel, ſo daß auf dieſe Weiſe der Mantel der Mittelpunkt der ganzen Handlung wird. Joſeph, eine etwas wohlbeleibte Figur mit kurzem, ſchlichten, ſchwarzen Haar, und ſehr ſchlecht gezeichneten Füßen, ſieht durchaus nicht ſo erhaben aus, wie man nach einem ſolchen Siege über die Verſuchung wohl erwarten ſollte, ſondern blickt nur traurig und bekümmert auf den Mantel. Dieſer, der Mantel, iſt von einem tiefen, ſchönen, ſatten Blau, mit glänzendem Roth gefüttert. Der Künſtler hat durch dieſen anſcheinend noch ganz neuen ſchönen Mantel Joſephs Schmerz um den Verluſt deſſelben motiviren gewollt, und das iſt eine ſehr hübſche und ſinnige Idee, aber es iſt nicht Aufgabe des Bildes, deſſen Gegenſtand auf die Weiſe, wie er hier behandelt iſt, leicht verkannt werden kann. Es ſieht nämlich aus, als ſei Joſeph vielleicht etwas ſchuldig geblieben, und habe deßhalb den Mantel da laſſen gemußt, was noch durch die Miene der Suleika beſtätigt wird, der es mehr um den Mantel als um Joſeph zu thun zu ſein ſcheint, und die das ſo erworbene Kleidungsſtück mit zufriedenen Blicken betrachtet.

29. Die Fernſichten ſind warm und duftig gehalten, Sonnenlicht und transparente Schlagſchatten ſind mit Gefühl wiedergegeben, und Effekt und Luftperſpektive wohl verſtanden.

Anmerkung. »Schlagſchatten iſt der Schatten, den wol erleuchtete Körper auf einen hellen Grund werfen. Nicht jeder Schatten iſt Schlagſchatten, ſondern nur der, der ſich auf dem Grund, auf den er fällt, beſtimmt abſchneidet, deſſen Größe, Lage und Umriß nach den Regeln der Perſpektive können beſtimmt werden, welches allemal angeht, wenn die Schatten von einem beſtimmten Licht — — — — verurſachet werden.« (Sulzer.)

30. Der Preis von fünf und zwanzig Louisd'or iſt für dieſes Bild viel zu hoch.

Anmerkung. Das Taxiren von Bildern iſt ein Lieblingsgeſchäft der Kenner. Das läßt ſich nun freilich nicht ſo beibringen, doch merke man ſich: Will der Kenner ein Bild verkaufen, ſo iſt das Taxat hoch, will er es kaufen, muß es niedrig ſein.

31. Dieſe Anſicht in heller Tagesbeleuchtung hat das Verdienſt einer ſehr fleißigen Ausführung und einer bewundernswürdigen Wahrheit, welche letztere beſonders an den Gebäuden im Mittelgrunde zu bemerken iſt. Unter vielem Lobenswerthen verdient eine Wolke, welche ſich gerade über der Thurmſpitze befindet, beſondere Anerkennung. Der Thurm ſelbſt iſt dagegen etwas trübe und unklar in der Farbe.

32. Auch hier verräth ſich überall das Talent für großartige Formen, aber mit Bedauern muß man einen unangenehmen Ockerton und Manier in der Behandlung der Baumpartieen bemerken. Es

iſt zu wünſchen, daß ein ſo ſchönes Talent, wie es ſich hier überall verräth, endlich zur Natur und Wahrheit zurückkehre und von der Manier ablaſſe. Dann wird eine allgemeine Anerkennung des Verdienſtes gewiß nicht ausbleiben.

Anmerkung. Manier, Manierirt, Maniert, Manieriſt ſind Wörter, die der Kunſtkenner fleißig gebrauchen und ſtets einen großen Abſcheu vor denſelben zu empfinden ſcheinen muß. Manier iſt die individuelle Art und Weiſe, wie ein Künſtler die Natur auffaßt. Verliebt er ſich nun in dieſe Art und Weiſe ſo ſehr, daß er immer nur dieſe Art und Weiſe giebt und die Natur vergißt, ſo iſt das ein tadelnswerther Abweg, weil er ſich auf dieſe Art immer mehr von der Natur entfernt. Das Werk eines ſolchen Künſtlers nennt man maniert oder manierirt. Ein ſolcher ahmt immer nur ſich ſelbſt nach, nie die Natur. Wie im Schlechten kein Stillſtand, entfernt er ſich immer mehr von der Natur und Wahrheit, und kann dahin kommen, daß er in aller Unſchuld und Unbefangenheit den Himmel grün und die Bäume blau malt.

Ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich gemacht habe, ich will daher anführen, was A. Keſtner in ſeinem Buche: Wem gehört die Kunſt? und Sulzer darüber ſagen. Keſtner ſagt S. 66. 68 u. f.: »Manier iſt ein von der ewigen Sprache der Kunſt, dem Styl, abweichender Dialekt eines Individuums. — — — — — — — Der Schule legen wir die Analogie mit einer Provinz bei, und wer wird nicht genehmigen, daß die Kunſt mit ihren unausmeßbaren Gränzen einem großen Reiche verglichen werde? — — — — Manier, von einer Seite betrachtet, kann für einen Vorzug gelten, weil ſie eine aus dem Vorſchreiten der Kunſt fließende Selbſtſtändigkeit darthut, welche das Allgemeingut, die Natur, zwingt, ſich zum individuellen Beſitze zu fügen. Aber dieſer Vorzug iſt gerade darum eine Unvollkommenheit, weil das Allgemeingut, durch den ihm aufgedrückten Stempel des Individuums einen Grad von Entſtellung erfährt. Manier iſt alſo in dem Fortſchreiten zur Vervollkommnung ſelbſt eine Entfernung von der Wahrheit. Sehr angenehm und gefällig kann das Individuum uns in derſelben erſcheinen, und keineswegs iſt unſere Freude daran, wo nicht von dem

»eigentlichen Manieriſten, bei dem die Weſenheit in »der Manier untergeht, die Rede iſt, immer verwerflich; denn das Verweilen unſerer Betrachtung »auf bedeutenden Individuen iſt würdig und lehrreich, und gar oft die Freude über ein Kunſtwerk »großentheils auf dieſes beſchränkt. Wir ſehen aber, »daß der Manier ſich ausſchließlich ergeben, derſelbe »Fehler ſei, wie die Verdrängung eines großen Geſetzes durch ein kleines. — Manier und Schule »indeſſen gehen immer nur die Art des Ausdrucks an.«

Sulzer ſagt Folgendes darüber: »Das jedem »Maler eigene Verfahren bei Bearbeitung ſeines »Werkes kann überhaupt mit dem Namen ſeiner »Manier belegt werden. Wie jeder Menſch im »Schreiben ſeine ihm eigene Art hat, die Züge der »Buchſtaben zu bilden, und an einander zu hängen, »wodurch ſeine Handſchrift von andern unterſchieden »wird, ſo hat auch jeder zeichnende Künſtler ſeine »Manier im Zeichnen und in andern zur Bearbeitung gehörigen Dingen, wodurch geübte Kenner, »das was von ſeiner Hand iſt, mit eben der Gewißheit erkennen, als man die Handſchriften kennt. — —

»Man hat aber dem Worte noch eine beſondere Bedeutung gegeben, und braucht es, um ein Verfahren in der Bearbeitung auszudrücken, das etwas Unnatürliches und dem reinen Geſchmacke der Natur Entgegenſtehendes an ſich hat. Wenn man von einem Gemälde ſagt, es ſei Manier darin, ſo will man damit ſagen, es habe etwas gegen die Vollkommenheit der Nachahmung Streitendes. Eigentlich ſollte man bei jedem vollkommenen Werke der Kunſt nichts als die Natur, nämlich die vorgeſtellten Gegenſtände ſehen, ohne dabei den Künſtler oder ſein Verfahren gewahr zu werden. Bei Gemälden, die *maniert* ſind, wird man ſogleich eine beſondere Behandlung, einen beſondern Geſchmack des Künſtlers gewahr, die von der Betrachtung des Gegenſtandes abführen und die Aufmerkſamkeit bloß auf die Kunſt lenken. Darum iſt die Manier ſchon inſofern etwas Unvollkommenes: ſie wird es aber noch viel mehr, wenn der Künſtler eine gewiſſe Behandlung, die er ſich angewöhnt hat, auch bei ſolchen Arbeiten anbringet, wo ſie ſich nicht ſchicket u. ſ. w.«

33. Dieſes Bild, eine Marketenderin ſchenkt

einem Soldaten Branntewein, iſt gleich vorzüglich und großartig in der Compoſition wie in der Ausführung; es zeugt von der hohen Genialität und dem tiefen Naturſtudium des Künſtlers, und macht einen höchſt impoſanten Eindruck. Die Beleuchtung iſt höchſt glücklich gewählt, und von wunderbar ſchöner Wirkung. Die Zeichnung erinnert an Michel Angelo.

31. Der Baum im Vordergrunde iſt nicht ohne Natur und verräth viel Talent. Ferne großartige Baumpartieen, viel Gebäude auf dem fernen Felſengebirge und das ferne Meer geben dem Bilde einen grandioſen Charakter und machen es ſehr reich. Die Durchſichtigkeit der Farben im Vordergrunde iſt ſehr zu loben. Leider verräth auch dieſer Künſtler etwas Hinneigung zur Manier.

33. Die Anordnung dieſes Bildes iſt ſymmetriſch, natürlich und doch höchſt überlegt, ſo daß noch das entfernte in Beziehung zum Mittelpunkte ſteht, und das in der Breite ſich nach beiden Seiten ausdehnende Werk der Einheit nicht ermangelt.

Überall iſt Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit und die Farben ſind trefflich gewählt und vertheilt.

36. Dieſes Bild zeigt ein Colorit, das nur durch öfteres Übermalen erlangt wird.

37. Ein Gemälde, dem das Verdienſt einer korrekten Zeichnung nicht abzuſprechen iſt, die Compoſition macht ſich zugleich ſchön und pyramidaliſch und bildet ſomit ein ſchönes Ganze.

Anmerkung. Die Compoſition eines hiſtoriſchen Bildes ſoll in ihrem Ganzen ſowohl als in den einzelnen Gruppen der Geſtalt einer Pyramide gleichen oder nahe kommen.

38. Dieſes Bild in ſorgfältiger Anlegung, in Wärme, Leichtigkeit und Bewegung vorzüglich, zeichnet ſich beſonders auch dadurch aus, daß der Vertreibpinſel gar nicht gebraucht wurde, der beſte Beweis dafür, daß der Künſtler mit Nachdenken und Gewandtheit die durchaus und überall, zumal in den grauen Tönen, reinen Farben an einander zu reiben, und auf dieſe Weiſe eine Natur und eine Kraft in

das Bild zu bringen wußte, daß es wahrlich den beſten Bildern von Paul Veroneſe und Mieris gleich geſtellt werden darf.

Anmerkung. Vortreibpinſel iſt der Pinſel, mit welchem der Maler zwei nebeneinanderſtehende Farbentöne in einander vertreibt.

39. Wie zart, und doch beſtimmt ſind die Köpfe gemalt, alle mit gleichem Fleiße, ohne daß dieſer Fleiß der Haltung ſchadet, wie warm ſind die Fleiſchtöne, wie rund und vollendet Alles!

40. Bei Behandlung der Brenneſſel im Hintergrunde iſt der praktiſche Landſchafter nicht zu verkennen, der mit ſicherem und leichten Pinſel Ton an Ton ſetzte.

41. Die Züge dieſes Portraits ſind zu hart, die Carnation nicht gehörig klar, und die Schatten in einen bläulichen Ton überſpielend.

42. Das Motiv dieſes delikaten Bildchens hat viel Ähnlichkeit mit einem Gemälde des An-

drea del Sarto in der Kirche S. Jacopo tra Foſſi zu Florenz. Überhaupt muß man mal in Italien geweſen ſein, um u. ſ. w.

43. In dieſem Blatte liefert der Künſtler den ſchlagenden Beweis, daß der Kupferſtecher nicht ſtreng auf das Reich der Formen angewieſen und ihm das Reich der Töne und ihrer Harmonien nicht ganz verſchloſſen ſei. Ohne blank und metallartig zu werden, iſt auf die Taillen viel Kunſt verwendet, das Halbdunkel iſt klar und die Schatten ſind kräftig.

Anmerkung. Taillen nennt man die nebeneinander liegenden Linien, durch welche der Kupferſtecher den Schatten hervorbringt.

44. Ein ziemlich paſtoſes Bild von ſchöner Färbung.

45. Die ſchöne heitere Luft mit den leichten Wölkchen und die große Gebirgsmaſſe in der blauen Ferne ſind ſehr gelungen. Sehr gut in Haltung iſt die Felſenburg im Mittelgrunde, zu deren Füßen

große Gebäude nach dem Vordergrund ſich ausdehnen. Die linke Baumgruppe im Vordergrunde iſt ſehr ſchön. Überall iſt der Künſtler zu bewundern, der den heitern Tag ſo zu malen verſteht, nur wäre dem Vordergrunde etwas mehr Wärme zu wünſchen. Durch eine einfache Laſur könnte dieſem Bedürfniſſe leicht abgeholfen werden.

46. Man weiß nicht, ob es die Poeſie der Erfindung oder der liebevolle Fleiß der Ausführung iſt, der dieſes Bild ſo anſprechend macht. Der linke Vorderfuß des Schimmels iſt wohl etwas zu kurz, obgleich ſonſt das ganze Thier zart in den Tönen, rund in der Zeichnung und anmuthig im Charakter zu nennen iſt.

47. In den Geſtalten dieſes Bildes herrſcht eine ſolche grandioſe Fülle von Leben und Luſt, daß ſie wahrhaft überirdiſch oder doch aus der Urwelt herübergekommen zu ſein ſcheinen. Zu loben iſt die praktiſche Genauigkeit, mit welcher der Künſtler die Details der Uniformen behandelt hat.

48. Dieſes Bild geht vortrefflich auseinander,

es iſt mit außerordentlichem bis in's Kleinſte gehenden Fleiße und mit ungemein viel Geiſt ausgeführt, die Pferde von erſtaunenswerther Wahrheit, voll Bewegung und Lebendigkeit, ebenſo die menſchlichen Figuren. Die Gruppen ſind ſehr ſchön geordnet, die Luftperſpecktive iſt herrlich beobachtet, jede Laſur an ihrem rechten Platze, und die Vertheilung der Licht- und Schattenſtellen zur Entwickelnug des Ganzen ſehr vortheilhaft.

49. Über dieſe Bildſäule läßt ſich nicht viel ſagen, da dieſelbe nur erſt Thonmodell iſt.

Anmerkung. »Modelliren nennt man Formen aus Wachs oder Thon bilden, welche hernach zu Muſtern dienen. Wenn der Bildhauer ein Werk von Holz, Stein oder Metall verfertigen ſoll, ſo kann er nicht, wie der Maler, ſich mit einer davon gemachten Zeichnung, in welcher die Gedanken entworfen und allmählig in völliger Reife vorgeſtellt worden, behelfen; er muß nothwendig ein ſeinem künftigen Werk ähnliches und wirklich körperliches Bild vor ſich haben. Dieſes wird von einer gemeinen zähen und weichen Materie gemacht,

»damit man mit Leichtigkeit ſo lange daran ändern, »davon wegnehmen oder dazu zuſetzen könne, bis »man das Bild ſo hat, wie es die Phantaſie oder »die Natur dem Künſtler zeiget. Erſt wenn das »Modell vollkommen fertig iſt, nimmt der Bildhauer den Marmor zur Hand, den er, ſo genau als »möglich, nach ſeinem Modell aushauet.« (Sulzer.)

50. Dieſe überaus liebliche poetiſche Compoſition hat einen eigenen Reiz und iſt auf's ſorgfältigſte ausgeführt. Die Farbe iſt mehr mild als kräftig; die Schatten ſind lichtbräunlich, in den Formen und Bewegungen iſt eine gewiſſe Grazie, obgleich die Geſichtsbildungen vielmehr etwas Eigenes denn Schönes haben; die einzelnen Theile ſind zu groß gehalten.

51. Dieſes Bild hängt äußerſt ungünſtig.

52. In den Bäumen iſt Mannichfaltigkeit der Formen und Töne, das Waſſer klar durchſcheinend, die Felſen ſind natürlich, Luft und Ferne ziemlich warm, die einzelnen Partieen wohl abgewogen, maleriſch kontraſtirt. Den Vordergrund möchte man zur Hebung des Ganzen etwas fetter gefärbt ſehn.

53. Sollte der Schatten in dieſem Portrait nicht etwas zu blau ſein?

54. Eine der wenigen trefflichen komponirten Landſchaften, eher im Stile des Claude als Pouſſins. Das Motiv iſt vom Lindenerberge bei Hannover genommen, die Maſſen ſind trefflich vertheilt, die Linien dem Auge wohlthuend, einige Wolkenſchatten, die über der Gegend liegen, bringen einen angenehmen Wechſel des Lichts und Schattens hervor.

55. Dieſes Bild erinnert auf eine höchſt erfreuliche Weiſe an einige Bilder der holländiſchen Schule, indem es auf Kupfer gemalt iſt.

56. Dieſe Landſchaft iſt nicht mehr als Vedute.

57. Dieſes Bild iſt zu bunt in der Farbe, welches großen Tadel verdient.

58. Das lebenskräftige Bildniß eines höhern Offiziers in geſchmackvoller Huſarenuniform. Die ſchwierigen Verzierungen der reichen Uniformen ſind mit vielem Geiſte behandelt.

59. Nur durch unausgeſetztes Studium der Natur kann der Künſtler das Ziel erreichen, das er ſich dieſem Gemälde nach geſteckt zu haben ſcheint.

60. Dieſes Bild iſt mit Figuren überladen, die eine der andern im Wege ſtehen, und ſo den Beſchauer verhindern, ſie gehörig zu betrachten.

Mit dieſem Schock Kunſturtheile, welche ich aus den beſten Quellen geſchöpft habe, kann ex quovis ligno ein Kunſtkenner werden, aber — blöde darf man nicht ſein.

Corrigenda.

Seite 11 Zeile 11 iſt irrthümlicher Weiſe Horaz ſtatt Ovid als Verfaſſer des Spruches: Didicisse etc. genannt worden.

Randzeichnungen.

Vom

Advokaten Detmold in Hannover.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die beiden nachfolgenden Scherze ſind zum Theil ſchon vor längerer Zeit entſtanden, und wurden urſprünglich nur zu des Verfaſſers eigener Ergötzung und ohne Gedanken an Veröffentlichung niedergeſchrieben. Daß ſie jezt der Oeffentlichkeit übergeben werden, hat ſeinen

Grund lediglich in einem äußeren Ereigniſſe (vom Mai d. J.).

Die Art der Entſtehung, ſo wie der Grund der Veröffentlichung mögen das Eine oder Andere darin entſchuldigen.

Hannover, 22. September 1843.

I. Die ſchwierige Aufgabe.

II. Kindermährchen.

I.

Die ſchwierige Aufgabe.

Die ſchwierige Aufgabe.

Flachſenfingen iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt eines deutſchen Fürſtenthums, zwar, wie das Fürſtenthum ſelbſt, von nur geringem Umfange, aber von deſto größerer Bildung. In dieſer Beziehung darf Flachſenfingen mit den größten Städten wetteifern. Alle Inſtitute, welche irgend als Symptome von Cultur und Bildung gelten können, ſind daſelbſt vorhanden, Theater, Concerte, Leſe-Cirkel, Leihbibliotheken, Clubbs, Vereine und Geſellſchaften aller Art. Keines dieſer Inſtitute aber hatte mehr Ruf in Flachſenfingen und war geſuchter als der vor einigen Jahren geſtiftete Kunſt-Clubb. Derſelbe war, wie ſchon ſein Namen andeutete, vorzugsweiſe der Kunſt gewidmet, aber nicht einer Kunſt allein, ſondern allen Künſten, der bildenden Kunſt, der Muſik, der Poeſie u. ſ. w. Wer ſich für irgend eine von dieſen Künſten intereſſirte, oder gar eine derſelben ſelbſt ausübte und ſonſt durch ſeine Stellung, ſeine Verhältniſſe und Anſichten ſich dazu paßte, war zur Mitgliedſchaft dieſes Clubbs — verſteht ſich nach vorhergegangenem Ballottement — geeignet. Auf ſolche Weiſe vereinigte dieſer Clubb alle Notabilitäten der Stadt und bildete — wie ſich ein Zeitungsartikel über dieſen Clubb ausdrückte — »den wahren geiſtigen Mittelpunkt von Flachſenfingen.« Die Ausſprüche des Clubbs über künſtleriſche Leiſtungen irgend welcher Art waren für das Urtheil des geſammten Publikums entſcheidend, doch mißbrauchte die Geſellſchaft dieſe ihre kritiſche Autorität niemals zum Schlimmen, d. h. zum Tadel, denn da ſämmtliche einheimiſche Künſtler Mitglieder des Clubbs waren, alle fremde aber ſich in denſelben einführen ließen, ſo konnte dieſen wie jenen der unbedingte

Beifall des Clubbs, mithin auch der des Publikums, nicht fehlen.

Von Zeit zu Zeit fanden beſondere Diners der Clubbgeſellſchaft Statt, und zwar in der Regel an dem Geburtstage irgend eines berühmten und in den Künſten ausgezeichneten Mannes, wie Göthe, Mozart, Raphael u. ſ. w. Ueber ſolche Feierlichkeiten wurde dann von einem Clubbmitgliede (deſſen Namen eigentlich ein Geheimniß war, das aber Jedermann kannte) in einer auswärtigen Zeitung berichtet, die dabei ausgebrachten Toaſte, die gehaltenen Vorleſungen beſchrieben u. dgl. mehr. Es wurden nämlich von Zeit zu Zeit, und zwar vorzugsweiſe bei dergleichen feſtlichen Gelegenheiten, von einzelnen Mitgliedern Vorträge über Gegenſtände der Kunſt u. dgl. gehalten. Obgleich der Clubb *allen* Künſten gewidmet war, ſo hatten ſich doch die bildenden Künſte, man wußte ſelbſt nicht recht wie und weshalb, eine Art vorherrſchender Geltung verſchafft, ſo daß jene Vorträge, ja ſelbſt die gewöhnlichen Geſpräche, kurz die ganze

Richtung des Clubbs vorzugsweiſe ſich dieſen zuwandten, vielleicht weil die in dem Clubb den Ton angebenden Mitglieder ſich vorzugsweiſe für die bildende Kunſt intereſſirten.

Das Lokal des Clubbs (wo ſich derſelbe wöchentlich dreimal verſammelte) befand ſich in einem Wirthshauſe und beſtand in einem großen Zimmer, an deſſen Wänden die Portraits mehrerer berühmten Schriftſteller und Künſtler hingen, namentlich ſolcher, deren Geburtstag die Geſellſchaft feſtlich zu begehen pflegte. Bei dergleichen Gelegenheiten wurde dann das betreffende Portrait mit einem der Geſellſchaft gehörenden (sub No. 25. des Clubb-Inventars verzeichneten) künſtlichen Lorbeerkranze geſchmückt und außerdem der Anfangsbuchſtabe des gefeierten Künſtlers in einem zu dieſem Zwecke an der Wand beſonders angebrachten Kaſten transparent erleuchtet. In einem dazu beſtimmten Schranke befanden ſich das Archiv der Geſellſchaft, die zur demnächſtigen Herausgabe beſtimmten Manuſcripte mehrerer Vorträge, welche von Mitgliedern gehalten worden waren, die Statuten, Protokolle u. ſ. w., endlich auch das koſtbarſte Beſitzthum des Clubbs, ſein »Album«, ein eleganter Band weißen Papiers in Folio, worin ſich Zeichnungen und Denkſprüche, ſowohl von einheimiſchen Mitgliedern, als namentlich auch von durchreiſenden und in den Clubb eingeführten Fremden, Schauſpielern, Malern, Schriftſtellern u. ſ. w. befanden. Auf dem Schranke, der dieſe Koſtbarkeiten in ſich ſchloß, war die Bibliothek des Clubbs aufgeſtellt, mehrere Bücher über Kunſt u. dgl., die von einzelnen großmüthigen Mitgliedern hergeſchenkt waren.

Gleich vorn am Eingange des Clubbzimmers war ein anderes Geſchenk eines Mitgliedes aufgeſtellt, ein Gypsabguß der Venus von Medicis in der Größe des Originals. Eine ſolche Aufſtellung der Schönheitsgöttin gleich am Eingange des Clubblokals ſollte ohne Zweifel ſymboliſch ausdrücken, daß dieſe Räume dem Schönen geweiht ſeien. Der urſprünglich gypsweiße Teint dieſer Venus hatte, nachdem dieſelbe einige Jahre auf geſtellt geweſen war, ein gar übeles Anſehen erhalten: Fliegen, Tabaksqualm und andere Dünſte hatten die Göttin ſchlimm zugerichtet. Indeſſen hatte der Gyps doch eine ziemlich gleichförmige Farbe angenommen. Aber ein Theil der Venus war unverhältnißmäßig gefärbt, das war der ziemlich hervorragende Hintertheil derſelben. — Am Eingange, wo die Statue ſtand, pflegten die eintretenden Mitglieder Hut, Mantel ꝛc. abzulegen, und ſodann der Göttin den Hintertheil zu ſtreicheln, wie Kunſtkenner dies zu thun pflegen, um ihren Sinn für plaſtiſche Schönheit zu bethätigen; auch die Aufwärter ꝛc. mochten beim Reinigen des Zimmers ihren Formenſinn auf ähnliche Weiſe geübt haben, — und ſo war es denn gekommen, daß jener Theil der armen Venus eine ſehr ſchmutzig dunkle Farbe angenommen hatte, die mit dem Weiß des übrigen Körpers, ſo wenig rein dieſes Weiß auch eigentlich noch war, auffallend kontraſtirte. Indeß hatten die Mitglieder des Clubbs das Schwarzwerden des göttlichen Hintertheils nicht bemerkt, eben weil daſſelbe allmählig geſchehen war, und ſo nahm Niemand Anſtoß daran, bis einem neu aufgenommenen Mitgliede bei ſeinem erſten Beſuche des Clubbs die ungebührlich dunkle Färbung jenes Theils der Statue auffiel. Mit einigem Erſtaunen hatte ſich dieſes Mitglied darüber geäußert, und nun waren ſämmtliche Mitglieder des Clubbs ebenfalls erſtaunt und verwundert über das ſo augenfällige und bisher doch ſtets überſehene Faktum, wie es immer mit ſolchen Dingen, die Niemand ſieht, eben weil ſie am Wege liegen, zu geben pflegt, wenn ſie einmal entdeckt ſind. Es wurden ſofort Stimmen laut, welche auf Abhülfe dieſes Uebelſtandes drangen, als aber die Art und Weiſe dieſer Abhülfe zur Sprache gebracht wurde, waren die Anſichten darüber ſo getheilt, daß eine Vereinigung nicht zu Stande kommen wollte. Man beſchloß daher dieſe Angelegenheit in der nächſten Verſammlung des Clubbs einer förmlichen Berathung zu unterziehen und ging mit um ſo größerem Ernſt daran, als dieſe Sache, wie Alles, was im Kunſt-Clubb vorfiel, ſehr bald in ganz Flachſenfingen bekannt und Gegenſtand lebhafter Beſprechung wurde. — An einem der nächſten Verſammlungstage des Clubbs fand dieſe Berathung Statt.

Präſident des Clubbs war der Hofrath Ameyer. Hofrath Ameyer war ein eifriger Kunſtfreund; er hatte wohl ein halbes Dutzend großer Mappen voll Kupferſtiche und Lithographieen, diejenigen ungerechnet, welche eingerahmt an den Wänden ſeiner Zimmer hingen; er war nebenher ein angeſehener Mann, einer der tüchtigſten Redner in der Flachſenfingenſchen Ständeverſammlung und ſein Haus eines der angenehmſten. Dieſem ſeltenen Vereine ausgezeichneter Eigenſchaften verdankte er ſeine Wahl zum Präſidenten des Kunſt-Clubbs, welche Stelle er vortrefflich verſah.

Hofrath Ameyer eröffnete die Sitzung, indem er der zahlreich verſammelten Geſellſchaft in einer höchſt lichtvollen Darſtellung auseinanderſetzte, um was es ſich eigentlich handle. Nachdem er auf die Größe des Uebels aufmerkſam gemacht und die Nothwendigkeit einer baldigen Abhülfe nachgewieſen hatte, ſchloß er ſeinen Vortrag recapitulirend alſo: »So, meine Herren, iſt das Uebel entſtanden, unbemerkt, weil allmählig, allmählig, alſo unbemerkt; ſo hat es ſich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eingeſchlichen, eingeniſtet, und nun ſteht es vor unſeren plötzlich geöffneten Augen, entſetzlich, rieſengroß! Ich war Zeuge, meine Herren, Ihrer Verwunderung, Ihres Schmerzes, als jene Entdeckung gemacht ward; als Präſident dieſer Geſellſchaft darf ich es mit gerechtem Stolze ſagen: — ich freuete mich Ihres Schmerzes. Daß etwas geſchehen müſſe, dem Uebel abzuhelfen, darüber war nur eine Stimme. Aber zugleich wurde Ihnen Allen klar, daß in einer ſo wichtigen Sache kein übereilter Beſchluß gefaßt werden dürfe. Die Angelegenheit verlangt und verdient die reiflichſte Ueberlegung: ſie ſoll ihr werden. Laſſen Sie uns, meine Herren, nach biederer deutſcher Weiſe, reiflich und bedächtig prüfen, was geſchehen müſſe, um gründlich, ich ſage mit Abſicht gründlich, zu helfen: laſſen Sie uns prüfen, was zu thun ſei, ſowohl um das Uebel für die Gegenwart zu beſeitigen als ihm vorzubeugen für die Zukunft. Denn — das wird Ihnen Allen klar ſein — wir dürfen uns nicht darauf beſchränken, dem Uebel lediglich für den Augenblick abzuhelfen. Das hieße eine Wunde künſtlich verdecken, ſo daß fort und fort die Zukunft daran krank läge. Nein, meine Herren, wir müſſen Maßregeln treffen, daß das Uebel auch in Zukunft nicht wiederkehre. Alſo Abhülfe für jetzt und Sicherheit für die Zukunft: das, meine Herren, ſind die beiden wichtigen Fragen, deren Löſung uns heute beſchäftigen ſoll. — Sie Alle werden ſich ſeit der neulichen Sitzung mit der Sache beſchäftigt haben: ich ſehe daher Ihren wohldurchdachten Vorſchlägen entgegen.«

Ein Gemurmel des Beifalls folgte der Rede des Präſidenten. »Vortrefflich geſprochen! wundervoll geredet!« rief der Commerzienrath Bemeyer: »finden Sie nicht, meine Herren?« Die Geſellſchaft gab Zeichen der Zuſtimmung und der Präſident verneigte ſich dankend.

»Ich bewundere,« begann darauf der Steuerrath Cemeyer, »wie Sie Alle, meine Herren, den vortrefflichen Vortrag unſeres würdigen Herrn Präſidenten. Aber Eins iſt mir darin nicht klar geworden. Daß wir über ein Mittel berathen und ein ſolches finden, um die Statue zu reinigen, das ſehe ich ein, das verſtehe ich. Aber wie wir dieſelbe für die Zukunft ſchützen wollen, daß ſie nicht wieder ſchmutzig werde, das vermag ich nicht einzuſehen.«

»Sehr wahr, ſehr wahr!« rief der Commerzienrath Bemeyer.

»Nichts einfacher als das!« ſprach der Aſſeſſor Demeyer. »Wir nehmen eine Beſtimmung in das Statut auf, welche das Berühren der Statue unterſagt. Ich ſchlage ſofort vor, in dem §. 102. des Statuts, wo es heißt: »An dem Inventar »des Clubbs ſteht ſämmtlichen Mitgliedern das

»ausgedehnteſte Recht des Gebrauchs zu,« — den Zuſatz aufzunehmen: »jedoch iſt es nicht erlaubt, »die der Geſellſchaft zugehörige, im Clubblokal »aufgeſtellte und unter Nro. 14. des Inventars »verzeichnete Statue der Venus mit den Händen zu berühren, unter welchem Vorwande »oder an welchem Theile der Statue es ſei.« — Eine ſolche Beſtimmung des Statuts wird das Wiedereintreten eines ähnlichen Uebelſtandes, wie der iſt, den wir jetzt beklagen, für alle Zukunft verhüten. Einen ſolchen Beſchluß hat auch ohne Zweifel unſer würdiger Herr Präſident vor Augen gehabt.«

Ehe der Präſident noch auf dieſe an ihn gerichteten Worte etwas erwiedern konnte, nahm der Advokat Dr. Emeyer das Wort und ſprach: »Ich habe einen ſolchen Antrag kommen ſehen, aber ich will mich ihm entgegenſtemmen mit all den ſchwachen Kräften, die mir verliehen ſind. Es iſt ein verderblicher Antrag, eine verderbliche Richtung, woraus derſelbe hervorgegangen. Will man immer nur Verbote und nichts als Verbote? Will man ſtets ein Verbot auf das andere pfropfen, immer nur die ſchon ſo vielfach beſchränkte Freiheit noch mehr beſchränken? ſoll denn am Ende nichts mehr erlaubt, Alles verboten ſein? ſoll man überall in allen und jeden Bezieziehungen den Strick am Beine, die Kette am Halſe fühlen, die uns eben nur ſo weit gehen läßt, als ſie reicht? Soll denn der Menſch ganz und gar in einen Kreis von Verboten gebannt werden? Laſſe man doch der menſchlichen Freiheit auch ein wenig Spielraum, habe man vor dem menſchlichen Willen doch auch ein wenig Achtung; laſſe man doch irgend etwas unverboten und damit dem Menſchen die Möglichkeit, auch einmal etwas nicht thun zu wollen, was er thun dürfte. — Der Hintertheil der Venus iſt ſo oft berührt worden, daß derſelbe endlich ſchmutzig, ja ich darf ohne Uebertreibung behaupten, ſehr ſchmutzig geworden iſt. Dieſem Uebelſtande ſoll abgeholfen werden. Das iſt recht, das billige ich. Schaffe man dieſen Schmutz weg, auf welche Weiſe man will, mir iſt jede recht. Ich wünſche auch von Herzen, daß die Venus nie wieder ſchmutzig werde. Aber nur kein Verbot! Eher laſſe man die Venus noch zehnmal ſchmutziger werden. Ich für meine Perſon habe nicht dazu beigetragen, ſie ganz oder theilweiſe zu beſchmutzen, meine Hände haben niemals jene Theile berührt, ſo oft dies auch zu meinem Schmerze von anderen Mitgliedern geſchehen iſt, — aber feierlichſt proteſtire ich gegen jedes Verbot, ich. —

Dieſe letzten Aeußerungen des Redners riefen ſehr ſtürmiſchen Widerſpruch hervor. Viele Mitglieder verſicherten, daß auch ſie niemals die Venus berührt hätten, Andere widerſprachen der Verſicherung Emeyer's, daß er die Statue niemals berührt habe, noch Andere verlangten mit Ungeſtüm, Emeyer ſolle erklären, ob ſeine Schlußäußerung wohl gar auf ſie gehe, — kurz, es erhoben ſich vielfache Reclamationen und großer Lärm gegen Emeyer.

»Ich fordere,« rief mit Heftigkeit der Aſſeſſor Demeyer, »daß der geehrte Herr erkläre, welche Mitglieder er mit jener Andeutung gemeint habe? ich für mein Theil, ich weiſe dieſe Inſinuation mit Entrüſtung zurück: ich habe nie die Venus berührt!

»Ich auch nicht! — Ich auch nicht! Wir Alle nicht!« riefen viele Mitglieder. »Wir Alle weiſen die Inſinuation zurück! Wir haben nie die Venus berührt!«

»Ich aber,« rief der Kriegsrath Eſmeyer, — »ich habe ſie berührt, ich habe ſie oft berührt, ich geſtehe das nicht allein, nein! ich rühme mich deſſen! Ich wollte das Bewußtſein dieſer göttlichen Formen nicht bloß mit dem Auge empfangen, auch das Gefühl ſollte mir dieſelben verdeutlichen. Ja! ich habe mehr als einmal dieſen göttlichen Linien nachzufühlen, das Geheimniß dieſer wundervollen Formen zu erfaſſen geſucht! Ja! ich beſitze — und ich rühme mich deſſen — ſoviel Kunſtſinn, daß ich nicht wie Andere gleichgültig an dieſen herrlichſten aller Kunſtwerke vorübergehen kann. Ja! ich habe jenen Theil der Göttin oft berührt, ich rühme mich deſſen!«

»Und ich,« rief der Finanzrath Gemeyer, »ich habe ſie auch oft berührt, ſehr oft!«

»Ich auch! — Ich auch! — Wir Alle!« riefen viele Mitglieder. »Wir Alle haben ſie berührt! Wir Alle haben ſoviel Kunſtſinn!«

»Sehr wohl, meine Herren!« nahm der Advokat Dr. Emeyer wieder das Wort. »Wie ich einerſeits dieſe Erklärungen acceptire, ſo erkläre ich zugleich andererſeits, daß ich Niemand mit meinem Ausſpruche habe zu nahe treten wollen. Ich betrachte dieſen Punkt alſo als erledigt, und will nur noch wenige Worte hinzufügen. Ich habe, ſo ſagte ich, »niemals die Venus berührt, mag man dieſerhalb von meinem Kunſtſinn auch immerhin gering denken.« —

»Das habe ich mit meiner Bemerkung durchaus nicht ſagen wollen,« erklärte der Kriegsrath Eſmeyer.

»Sehr wohl!« fuhr Emeyer fort. »Ich habe die Venus nicht berührt, ich habe ſie nie berührt, obgleich ſie von Allen berührt wurde.«

»Laſſen wir dieſe verdrießlichen Perſönlichkeiten!« bemerkte der Präſident.

»Ich habe die Venus nicht berührt,« wiederholte Emeyer mit Nachdruck, »ich habe ſie nie berührt. Wollte man aber jetzt verbieten, ſie zu berühren, dann, meine Herren! würde ich, wenn es mir nicht gelingen ſollte, einen ſolchen Beſchluß zu hintertreiben, dann würde ich bei jeder Gelegenheit, wo und wie ich nur könnte, das Verbot übertreten, dann würde auch ich an dieſer Stelle der Statue meinen Kunſtſinn üben.«

»Dagegen,« bemerkte Aſſeſſor Demeyer, »würde man durch Strafbeſtimmungen die Venus zu ſichern wiſſen.«

»Gut!« erwiederte Emeyer, »Verbote und Strafen! das iſt all' eure Weisheit! Zeigt doch Vertrauen, und man wird dies Vertrauen mehr als alle Verbote reſpektiren. Der Hintertheil der

Statue iſt durch öfteres Berühren ſchmutzig geworden, reinigt denſelben und ſpricht die vertrauensvolle Erwartung aus, daß Niemand ihn wieder berühren werde. Aber gebt kein Verbot; ich ſtehe dafür ein, daß das Ausſprechen einer ſolchen Erwartung die Statue beſſer ſchützen werde, als alle Verbote und Strafen.«

»Der Meinung bin ich auch,« ſagte der Senator Hameyer. »Ich ſchlage vor, daß an der betreffenden Stelle eine Tafel angebracht werde mit der Inſchrift: »daß man von dem gebildeten Publikum erwarte, daſſelbe werde ſich keinen Mißbrauch damit erlauben,« — gerade wie dies in dem Garten des Herrn Miniſters geſchehen iſt, ſeit dieſer dem Publikum geöffnet worden. So was hilft, das iſt gewiß. Dann will Jeder zu dem gebildeten Publikum gehören und benimmt ſich anſtändig.«

»Ja!« nahm der Advokat Emeyer noch einmal das Wort, — »dieſe ewigen Verbote ſind eine unglückliche Richtung der Zeit, welche« —

»Keine Politik! keine politiſchen Anſpielungen«! unterbrach mit ernſter Stimme der Präſident Hofrath Ameyer den Redner. »Keine Politik! das geehrte Mitglied weiß, daß politiſche Verhandlungen ſtatutenmäßig unterſagt ſind. Uebrigens muß ich zu meinem Bedauern bemerken, daß die Discuſſion von der eigentlichen und Haupt-Frage ſich entfernt oder vielmehr, daß ſie dieſelbe noch gar nicht berührt hat. — Wir haben zunächſt und vorab die Pflicht zu unterſuchen, wie dem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen ſei. Wie dem Uebel für die Zukunft vorzubeugen, iſt eine zweite Frage. Laſſen Sie uns, meine Herren, daher zuerſt die Hauptfrage erledigen; jene zweite Frage wird ſich dann weit leichter löſen laſſen.«

Einige Minuten lang waren Alle ſtill, dann begann Juſtizrath Imeyer: »Es will mich faſt bedünken, daß man die Sache für ſchwieriger anſieht, als ſie es in der That iſt. Die Venus iſt hinten ſchwarz geworden; ich meine, da wäre das Nächſte und Einfachſte, daß man ſie wieder weiß macht, das heißt: daß man die ſchwarz und ſchmutzig gewordenen Theile mit weißer Farbe überſtreicht.«

»Dieſem Vorſchlage kann ich nicht beipflichten,« erwiederte der Steuerrath Cemeyer. — »Wenn wir bloß die jetzt beſonders geſchwärzten Theile überweißen, ſo haben wir denſelben Uebelſtand in weiß, den wir jetzt in ſchwarz haben. Die ganze Statue hat nicht mehr die urſprüngliche Weiße, ſondern iſt vielmehr über und über bedeutend nachgedunkelt, um mich eines techniſchen Ausdrucks zu bedienen, aber die fraglichen Theile ſind freilich unverhältnißmäßig ſchwarz geworden. Streichen wir dieſe allein weiß an, ſo werden dieſelben gegen den übrigen Körper unverhältnißmäßig weiß erſcheinen. Das hieße alſo aus der Scylla in die Charybdis gerathen. Ich bin daher der Anſicht, daß es zweckmäßiger ſei, die ganze Statue weiß zu überſtreichen.«

»Ich bin doch nur für Ueberſtreichung der betreffenden Parthieen,« entgegnete Imeyer. Ich habe dabei namentlich den Umſtand im Sinn, daß wir uns über kurz oder lang wieder in demſelben Falle befinden werden, wie jetzt. Es wird nicht lange dauern, ſo wird der Kunſtſinn den Hintertheil der Statue wieder beſchmutzt haben; ſollen wir dann jedesmal die ganze Statue übermalen laſſen, ſo würden am Ende die Koſten in Betracht kommen. Ein Anderes iſt es, wenn wir jedesmal nur die beſchmutzte Parthie überſtreichen laſſen. Ich nehme an, daß höchſtens etwa der zwölfte Theil der ganzen Körperfläche ſchmutzig iſt und des Anſtriches bedarf. Wenn wir die ganze Statue nur einmal überſtreichen laſſen, ſo können wir daher für daſſelbe Geld die ſchmutzig gewordenen Parthieen, um die es ſich hier allein handelt, zwölfmal übermalen laſſen, wenn ſie eben ſo oft wieder ſchmutzig werden.«

»Gerade um dieſem Wiederſchmutzigwerden vorzubeugen,« ſagte Aſſeſſor Demeyer, »habe ich ja den Zuſatz zum Statut beantragt, daß es verboten ſei, die Statue ferner zu berühren.«

Steuerrath Cemeyer wollte ſeinen Vorſchlag (die ganze Statue zu überweißen) vertheidigen und Advokat Emeyer ſchickte ſich zu gleicher Zeit an, den Antrag des Aſſeſſors Demeyer (Verbot des Berührens der Statue) auf's Neue zu bekämpfen, als der Hofbaumeiſter Jodmeyer mit einem anderen Vorſchlage auftrat: »Ich erlaube mir,« ſagte er, »den Vorſchlag, die Statue zu überweißen, etwas zu modificiren, und zwar ſo, daß darin zugleich einige Garantie gegen eine Erneuerung des Uebels läge. Ich ſchlage nämlich vor, die ganze Statue mit grauer Steinfarbe zu überſtreichen, wohlverſtanden die ganze Statue, nicht bloß den Hintertheil. Eine ſolche graue Steinfarbe würde ſehr gut ausſehen, und daneben iſt auch das Grau nicht ſo empfindlich als das Weiß und würde daher in der Folge den Schmutz nicht ſo leicht annehmen.«

»Eine gute Idee!« ſagte Commerzienrath Bemeyer.

»Und ich,« ſagte der Hoftheaterdirektor Kameyer, »will wiederum den Vorſchlag des farbigen Anſtrichs modificiren, ſo wenig ich ſonſt die Zweckmäßigkeit der grauen Steinfarbe verkenne. Da die Statue einmal angeſtrichen werden muß, um den Schmutz zu entfernen, ſo ſchlage ich vor, daß wir ſie fleiſchfarben anſtreichen laſſen.«

»Eine ſehr gute Idee!« ſagte Commerzienrath Bemeyer.

»Dieſem Vorſchlage,« erklärte der Hofbaumeiſter Jodmeyer, »will ich mich anſchließen, und meine graue Steinfarbe gern der Fleiſchfarbe aufopfern. Ich finde dieſe Idee des fleiſchfarbenen Anſtrichs vortrefflich: auf dieſe Weiſe würde doch auch einmal etwas zur Weckung des Farbenſinnes geſchehen, nicht immer nur für die Hebung des Formenſinnes.«

»Auch ich,« erklärte Juſtizrath Imeyer, »habe gegen einen ſolchen fleiſchfarbenen Anſtrich der Statue nichts einzuwenden.«

»Ich bin ſehr dafür!« ſagte der Hofbanquier von Elmeyer.

»Ich bin auch dafür!« ſagte der Senator Hameyer.

Auch der Hofmuſikus Emmeyer unterſtützte dieſen Vorſchlag, weil er die Fleiſchfarbe ſehr liebe.

»Ja, meine Herren!« rief der Steuerrath Eemeyer, »kein anderer Anſtrich als fleiſchfarben! Dieſe Idee wird von Allen gebilligt. Ich ſchlage vor, dieſelbe durch Acclamation zu genehmigen!«

Schon erhoben ſich faſt ſämmtliche Mitglieder, um dieſer Aufforderung gemäß den fleiſchfarbenen Anſtrich durch Acclamation zu genehmigen, als der Hofmaler Enmeyer mit faſt leidenſchaftlich bewegter Stimme ausrief: »Nein! meine Herren, nein! um Alles in der Welt keinen fleiſchfarbenen Anſtrich! beſchließen Sie nicht einen ſolchen Vandalismus! Ein fleiſchfarbener Anſtrich einer Statue wäre ein Frevel am guten Geſchmack, eine Sünde wider die heilige Kunſt, eine Schande für unſeren Clubb! Ich bitte Sie, was ſollen die Fremden, die hier eingeführt werden, von unſerer Kunſtbildung denken, wenn ſie eine fleiſchfarb angeſtrichene Venus von Medicis ſehen! Ich wenigſtens, ich proteſtire gegen eine ſolche Entweihung, und wenn Sie die Venus troz meiner Warnung fleiſchfarb anſtreichen laſſen, ſo hänge ich einen Zettel daran, auf welchem ſteht, daß der Hofmaler Enmeyer gegen dieſe Geſchmackloſigkeit proteſtirt hat, daß er unſchuldig daran iſt!«

»Aber« — bemerkte ziemlich ſchüchtern der Hoftheaterdirektor Rameyer« — der Herr von Bethmann hat die berühmte Ariadne doch auch gewiſſermaßen fleiſchfarben gefärbt, indem er eine Vorrichtung dabei angebracht hat, um ſie roſafarben zu beleuchten!«

»Schlimm genug!« rief Hofmaler Enmeyer, »ſchlimm genug für die Ariadne! Aber was weiß ſo ein Frankfurter Banquier von Kunſt und Geſchmack!«

»Gott behüte!« rief der Hofbanquier von Elmeyer, »Gott behüte! Herr Hofmaler! verſündigen Sie ſich nicht!«

»Ja!« rief der Maler heftig, — »ich wiederhole es: es iſt eine Geſchmackloſigkeit, ein Vandalismus! ich bin Künſtler und muß das verſtehen!«

»Ganz gewiß!« erwiederte der Banquier: »dagegen ſag' ich auch nichts! Gott bewahre, daß ich dagegen was ſage! Aber der Herr von Bethmann iſt doch ein ſehr reicher Mann geweſen und hat ſich alſo doch gewiß gut auf den Geſchmack verſtanden. Er hat doch alle Künſtler bezahlen können und fragen: »thu ich gut wenn ich die Statue fleiſchfärbigt beleuchte?« Und dann ſehe ich nicht ein, wenn ich eine Statue habe, die mein iſt, die ich bezahlt habe mit meinem Gelde, warum ich die nicht ſoll anmalen laſſen dürfen wie ich will, ganz allein wie ich will. Und wenn ich ſie gelb und grün geſtreift oder Gott behüte! karrirt wollte anmalen laſſen, ſollte mir kein Menſch was dagegen ſagen dürfen. Hab' ich nicht Recht?«

Mit dieſer Frage wandte ſich Herr von Elmeyer an die übrigen Mitglieder. Aber Niemand wagte in dieſer Angelegenheit dem Hofmaler als einem »Manne von Fach« zu widerſprechen. Nur der Dr. Omeyer, Redakteur eines belletriſtiſchen Journals, das in der Stadt erſchien, hielt es für ſeine Pflicht oder hatte Gründe, den Hofbanquier nicht ſtecken zu laſſen und einige Worte zu deſſen Vertheidigung zu ſagen.

»So wenig ich es mir herausnehmen will,« ſprach er, »einem ſo kompetenten Urtheile, wie dem unſeres berühmten Enmeyer widerſprechen zu wollen, ſo glaube ich dennoch, daß die Anſicht des verehrten Herrn von Elmeyer keine ganz unrichtige iſt. Wenn ich als unzweifelhaft feſtſtehend annehmen darf, daß der höchſte Zweck der Kunſt vollkommene Nachahmung der Natur iſt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß der fleiſchfarbige Anſtrich einer nackten weiblichen Statue der Natur unendlich näher kommt, als die weiße oder graue Farbe derſelben. Daneben dürfte der von unſerem trefflichen Hofbaumeiſter Jodmeyer für den fleiſchfarbigen Anſtrich angeführte Grund, daß man durch denſelben nicht bloß den Sinn für Formen, ſondern auch für Farbe wecken und heben könne, doch auch einigermaßen ſchwer in der Wagſchale wiegen.«

»Schnickſchnack das Alles!« erwiederte Enmeyer ziemlich grob. »Wenn das wahr wäre, ſo müßte man nicht bloß die ganze Venus fleiſchfarb anſtreichen, ſondern müßte ihr die Haare ſchwarz oder blond, die Augen blau malen und ſo weiter. Am Ende ließen die Herren ihr auch noch weiße Strümpfe malen, damit ſie noch natürlicher ausſähe! Nein, meine Herren! laſſen Sie die Statue meinethalb weiß anmalen oder grau oder grün oder wie Sie wollen! Nur nicht fleiſchfarb! Dagegen proteſtire ich!«

»Und ich« — erhob ſich der Hofbildhauer Profeſſor Pemeyer — »muß gegen allen und jeden Anſtrich proteſtiren. Im höchſten und heiligſten Intereſſe der Kunſt muß ich mich jedem An- und

Ueberſtrich der Statue widerſetzen. Meine Herren! die Linie des Wahren, des Schönen iſt unendlich ſchmal, ſie zu treffen unendlich ſchwer, in allen Künſten, in keiner Kunſt aber ſchwerer, als gerade in der Sculptur. Niemand hat dieſe ſchmale, ſo ſchwer zu treffende Linie ſicherer getroffen, als die Griechen in ihren bewundernswürdigen Werken. Aber, meine Herren, dieſe Linie der Schönheit, der Wahrheit iſt nur Eine; ſie iſt nicht auch daneben, weder dieſſeits noch jenſeits; die Schönheit beſteht nur in dieſer Linie, nicht außerhalb derſelben. Jede Abweichung von ihr, jede Veränderung, und betrüge ſie nur die Breite eines Haares, ja nur den hundertſten Theil einer Haarbreite, jede Abweichung von dieſer Linie iſt eine Abweichung von der Schönheit und der Wahrheit. Der griechiſche Künſtler, der die Venus von Medicis geſchaffen« —

»Kleomenes,« bemerkte der Conrector Kuhmeyer.

— »der griechiſche Künſtler,« fuhr Pemeyer fort, hat genau gewußt, was er wollte, als er dieſe Form ſo, jene ſo bildete, als er jener Linie dieſe, dieſer Linie jene Biegung gab, kurz als er die Statue ſo ſchuf, wie ſie iſt. So wie ſie iſt, ſo iſt ſie einzig recht, einzig ſchön. Aendern Sie, meine Herren, das Leiſeſte, das Unbedeutendſte daran, ſo iſt ſie nicht mehr ſchön, ſo iſt ſie nicht mehr die Venus von Medicis. Zwar mag eine ſolche Aenderung, wenn ſie unbedeutend iſt, dem ungeübten Auge gänzlich unbemerkbar bleiben; aber, meine Herren, nicht dem ungeübten Auge, ſondern dem geübten ſteht in ſolchen Sachen allein ein Urtheil, eine Entſcheidung zu. Vergrößern oder verkleinern Sie die Statue einmal um einen halben Fuß: ein Bauer wird die Aenderung ſchwerlich bemerken, Ihnen Allen wird ſie auffallen. Vergrößern oder verkleinern Sie die Statue um die Breite eines Haares, Sie werden wahrſcheinlich kein Arg daraus haben, dem geübten Auge eines Künſtlers aber, eines Mannes von Fach wird es ein Greuel ſein. Es iſt, und wäre die Aenderung auch noch ſo unbedeutend, nicht mehr die Venus von Medicis, wie ſie der griechiſche Künſtler geſchaffen. Nun aber, meine Herren, iſt ein Anſtrich der Statue eine Aenderung derſelben. Laſſen Sie die Farbe auch noch ſo dünn auftragen, dennoch verändert, verrückt die Farblage die Linie, welche der Meiſter der Statue als die einzig richtige und wahre erkannt hat. Und wäre die Lage der Farbe auch nur ſo dünn, als die Hälfte einer Haarbreite, die Statue wird dadurch geändert, ſie bleibt nicht mehr dieſelbe. Iſt Ihnen, meine Herren, alſo die Kunſt, die Schönheit heilig, ſo beſchließen Sie keinen Anſtrich der Statue, weder der ganzen Statue, noch des Hintertheils allein. Ein Anſtrich des Hintertheils allein würde noch obendrein alle und jede Proportion verderben. Wie geſagt, meine Herren, ein weniger geübtes Auge würde die Aenderung, die Verſchlechterung, ja ich darf ſagen die Vernichtung der urſprünglichen Statue nicht bemerken, aber dem geübten Auge — und es giebt doch ſolche in dieſer Geſellſchaft — würde ſie ein

Dorn ſein. Ich hoffe, meine Herren, es iſt mir gelungen, Sie von der Richtigkeit meiner Anſicht zu überzeugen. Wem der wahre Sinn für Schönheit und Kunſt innewohnt, der wird, der muß mir beipflichten.«

Als Profeſſor Pemeyer ſeine Rede geendet, befand ſich die Geſellſchaft in großer Aufregung. Gegen die von ihm vorgebrachten Gründe ließ ſich, wie es ſchien, nichts ſagen, zumal es ein Künſtler, ein »Mann von Fach«, ein Bildhauer war, der ſie vorgebracht; es ließ ſich um ſo weniger etwas dagegen ſagen, als er am Schluſſe durch die Aeußerung, daß Jeder, der Sinn für Kunſt habe, ihm beipflichten müſſe, allen Widerſpruch mit einer Art von Anathem belegt hatte. Einem ſolchen gegenüber war Widerſpruch, ſelbſt wenn man ihn ſonſt gewagt hätte, völlig unmöglich.

Der Hofmaler Enmeyer ergriff zuerſt das Wort und ſagte: »Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu erklären, daß ich als Künſtler Allem, was mein Freund Pemeyer gegen den Anſtrich der Statue geſagt hat, vollkommen beipflichte.

In demſelben Sinne, nur noch ausführlicher, namentlich unter Bezugnahme auf die Schriftſteller des klaſſiſchen Alterthums ſprach ſich der Conrektor Kuhmeyer aus. Ebenſo der Finanzrath Gemeyer. Nun erfolgte eine Beitritts-Erklärung nach der andern. Commerzienrath Bemeyer, Steuerrath Cemeyer, Aſſeſſor Demeyer, Banquier von Elmeyer, Dr. Omeyer u. ſ. w. erklärten, daß ſie niemals eine Uebermalung der Statue zugeben würden, und daß ſie niemals anderer Anſicht geweſen ſeien. Eine Uebermalung einer Statue, ſagte Dr. Omeyer, ſei ein Greuel, eine Sünde an der Kunſt, die man dem Kunſt-Clubb nicht nachſagen ſolle.

Als ſich die durch dieſe einzelnen Beitritts-Erklärungen verurſachte Aufregung wieder etwas gelegt hatte, nahm der Präſident Hofrath Ameyer die Debatte wieder auf und ſprach:

„Bis jetzt, meine Herren, ſind wir nur über das einig geworden, was nicht geſchehen ſoll. Die bisher gemachten Vorſchläge laufen im Weſentlichen darauf hinaus, das vorhandene Uebel durch Anſtrich, Anſtreichung, Anmalung, Uebermalung zu beſeitigen, und zwar ſind in dieſer Beziehung zwei Haupt-Vorſchläge gemacht worden, von denen der erſte, der des partiellen Anſtrichs, nur die betreffenden Theile, die in Frage ſtehende Parthie der Statue, die beſchmutzte Kehrſeite derſelben, angeſtrichen, überweißt, mit weißer Farbe übermalt wiſſen will. Ich habe, wenn von dieſem partiellen Anſtriche, von Uebermalung nur dieſer Parthieen die Rede war, darunter immer lediglich die Uebermalung mit weißer Farbe verſtanden. Ein zweiter Vorſchlag will nicht einen partiellen, ſondern einen generellen Anſtrich, Uebermalung der ganzen Figur. Dieſer Vorſchlag eines generellen Anſtrichs zerfällt in mehrere Modifikationen, das heißt: verſchiedene Farben, die hinſichtlich des Anſtrichs proponirt worden. Es iſt nämlich der Vorſchlag gemacht werden, die ganze Statue entweder a) weiß, oder b) grau, — oder endlich c) fleiſchfarben zu übermalen. — Aber, meine Herren, alle dieſe Vorſchläge, ſowohl der des partiellen als der des generellen Anſtrichs, und letzterer mit allen ſeinen verſchiedenfarbigen Modifikationen ſind mit überzeugenden Gründen widerlegt, auf entſchiedene Weiſe zurückgewieſen worden, und wir ſtehen jetzt wiederum an demſelben Punkte, von welchem wir ausgegangen ſind, mit dem wichtigen Unterſchiede freilich, daß wir über das Meiſte, was nicht geſchehen darf, über die hauptſächlichſten Mittel, welche nicht angewendet werden können, uns klar geworden ſind. Und damit, meine Herren, iſt auch ſchon ein Großes erreicht!«

Dieſes lichtvolle Reſümé des Präſidenten erregte, wie man bei allen Reden deſſelben gewohnt war, die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft. Ein Gemurmel des Beifalls folgte. Hofrath Ameyer verneigte ſich dankend und fuhr dann fort:

»Aber, meine Herren, die Reſultate unſerer bisherigen Berathung dürfen uns nicht irre machen, uns nicht ablenken von unſerem Zwecke. Wenn etwas geſchehen muß, ſo iſt es ſchon ein Großes, wenn man weiß, was nicht geſchehen kann.«

Dieſe mit beſonderer Feierlichkeit geſprochene inhaltsſchwere Sentenz erregte auf's Neue die Bewunderung der Geſellſchaft. Und als Hofrath Ameyer bemerkte, daß Dr. Omeyer (der Redakteur des belletriſtiſchen Journals) ſein Notizbuch hervorzog, wiederholte er ſeinen Ausſpruch in ſalbungsvoll-langſamem Tone. Dann ſchloß er ſeinen Vortrag folgendermaßen:

»Wenn wir uns alſo darüber klar geworden ſind, meine Herren, ſo laſſen Sie uns jetzt prüfen, was geſchehen kann, was geſchehen darf, was geſchehen muß. Ich erſuche die Herren, die Vorſchläge zur Abhülfe des Uebels zu machen haben, damit hervorzutreten.«

Der Aufforderung des Präſidenten folgte eine kurze Stille. Der Hofintendant Ermeyer nahm zuerſt das Wort. »Ich möchte mir erlauben,« ſagte er, »zur Beſeitigung des Schmutzes die Anwendung von Fleckwaſſer vorzuſchlagen. Ich kann dieſes Mittel aus eigener Erfahrung empfehlen. Vor drei Jahren iſt mir durch hochfürſtliche Gnade die Aufſicht über das Tafelzeug übertragen worden, indem die bis dahin demſelben vorgeſetzte Behörde aufgelöſt wurde. Um Wein- und ſonſtige böſe Flecken aus dem hochfürſtlichen Tafelleinen zu entfernen, bediene ich mich des Fleckwaſſers aus einer Pariſer Fabrik, welches dem Zwecke, die Flecken zu entfernen, vollſtändig entſpricht, aber leider! nur den einen Uebelſtand hat, daß an die Stelle der Flecken häufig Löcher kommen, ſo daß mehrere der ſchönſten Gedecke unbrauchbar geworden ſind, und die fürſtliche Regierung genöthigt ſein wird, von der nächſten Ständeverſammlung eine Bewilligung wegen Completirung der ſolchergeſtalt defekt gewordenen Tafelgedecke zu fordern. Indeſſen fragt es ſich noch, ob dieſe

Löcher, welche auf eine corroſive Wirkung des angewandten Fleckwaſſers ſchließen laſſen, von dieſem Waſſer und nicht vielleicht von anderen Einflüſſen herrühren. Wenigſtens behauptet der Fabrikant des Fleckwaſſers, bei dem ich mich über die zerſtörenden Wirkungen ſeines Mittels beklagt habe, daß die Löcher durch die Flecken, nicht aber durch das Fleckwaſſer verurſacht werden. Dies iſt nicht ganz unmöglich, da die Flecken in den betreffenden Gedecken, welche ausſchließlich an der Cavalier-Tafel gebraucht werden, meiſt von Wein herrührten. Dem ſei aber wie ihm wolle, die Flecken werden durch das Waſſer ſicher entfernt, die nachtheiligen Wirkungen aber (ſelbſt wenn ſie von dem Waſſer herrührten) ſind in unſerem Falle um ſo weniger zu beſorgen, als wir es weder mit Servietten noch mit Weinflecken zu thun haben.

Der Vorſchlag des Hofintendanten Ermeyer fand jedoch Widerſpruch. Commerzienrath Bemeyer meinte, man müſſe doch wohl erſt anderweitige Verſuche mit dem Fleckwaſſer anſtellen, ehe man es auf die Venus anwendete und dabei Gefahr liefe, daß zwar der Schmutz entfernt, aber auch zugleich der beſchmutzte Theil der Venus von der ätzenden Kraft des Waſſers zerfreſſen würde: Profeſſor Pemeyer aber erklärte, daß das Fleckwaſſer, ganz abgeſehen von den möglichen corroſiven Wirkungen deſſelben, auf den poröſen Gyps unanwendbar ſei, daß daſſelbe den Schmutz daſelbſt nur noch vermehren und fixiren würde.

Darauf trat der Lieutenant Eßmeyer mit einem anderen Vorſchlage auf. Er fragte, ob es nicht zum Zwecke führen würde, wenn man das ſchmutzig gewordene Geſäß der Venus kollerte? Das Lederzeug des Militairs wenigſtens erhielte, und wenn es auch noch ſo ſchmutzig wäre, durch Kollern jedesmal wieder die Bundespflichtmäßige Weiße. Er meine, es laſſe ſich doch auch mit der Venus wohl ein ſolcher Verſuch machen.

Profeſſor Pemeyer erklärte auch dieſen Vorſchlag wegen der Natur des Gypſes für durchaus unausführbar, worauf der Cammerſecretair Temeyer — kürzlich zum erſten Male Vater geworden — fragte: ob es nicht vielleicht zum Ziele führen werde, wenn man die beſchmutzten Theile einfach mit einem naſſen Schwamme abwüſche und mit einem Handtuche trocknete? Dergleichen einfache Mittel führten, wie er ſagte, erfahrungsmäßig in der Regel zum Ziele.

Aber auch dieſer ſchüchtern vorgebrachte Vorſchlag fand Widerſpruch, weil Gyps, eben ſeiner poröſen Natur wegen, nicht abgewaſchen werden könne.

»Um doch auch einen Vorſchlag zu machen,« ſagte Commerzienrath Bemeyer, »will ich mir die Frage erlauben, ob man den Schmutz nicht auf galvanoplaſtiſchem Wege entfernen könnte, wovon ich jetzt immer ſoviel leſe?«

Allein ehe dieſe Frage irgend Beantwortung finden konnte, nahm der Medicinalrath Umeyer das Wort, und ſprach:

»Quod medicamenta non sanant, ferrum

sanat! Dieſen Spruch des Hippokrates, meine Herren, wende ich, ein treuer Schüler deſſelben, auf den vorliegenden Krankheitsfall an. Ich betrachte die Flecken, welche die Glutäen unſerer Göttin verunſtalten, als eine Art Exanthem, als eine Art Gewächs. Innere Mittel ſind nicht anwendbar, Waſchungen helfen nichts: medicamenta non sanant. Greifen wir alſo zum »ferrum«! exſtirpiren wir dieſes Gewächs. Nur die Epidermis iſt ſchadhaft, löſen wir die ab, ſo iſt der Patient gerettet. Mit einem Worte: ich ſchlage Ihnen vor, die ſchmutzigen Parthieen mit einem feinen Meſſer ſauber abzukratzen, abzuſchaben. Das kann, wenn es ſorgfältig und vorſichtig geſchieht, die Statue nicht beſchädigen und führt ſicher zum Ziele.«

Aber der unerbittliche Profeſſor Pemeyer widerſetzte ſich auch dieſem Vorſchlage, obgleich bereits mehrere Mitglieder demſelben als höchſt vortrefflich und geiſtreich ihre Zuſtimmung gegeben hatten; Pemeyer erklärte den Vorſchlag für unausführbar aus denſelben Gründen, wie das Uebermalen der Statue. Dieſelbe werde durch das Abſchaben der beſchmutzten Oberfläche, wenn auch noch ſo unbedeutend, geändert, folglich vernichtet.

Es herrſchte einige Minuten lang eine tiefe Stille, es ſchien, als ob die Geſellſchaft mit ihrer Weisheit zu Ende ſei. Eine Menge von Mitteln war vorgeſchlagen worden, hatte aber gegründeten Widerſpruch gefunden, und nun konnte oder wollte Niemand neue Vorſchläge machen. Man ſah ſich einander mit verlegenen Geſichtern an.

In dieſer peinlichen Situation war man ſehr erfreut, als der Finanzrath Gemeyer, zu deſſen Scharf- und Kunſtſinn man großes Zutrauen hatte, folgendermaßen das Wort ergriff:

„Ich glaube bemerkt zu haben, meine Herren, daß ein Jeder aus dieſer verehrten Geſellſchaft, der ein Mittel vorgeſchlagen hat, um dem Uebel abzuhelfen, das uns heute beſchäftigt, bei der Auffindung und Wahl dieſes Mittels vorzugsweiſe durch die Ideen und Beſchäftigungen ſeines Standes, ſeines Geſchäftes geleitet worden iſt. Ich erinnere nur an den letzten von unſerem würdigen Medicinalrath Umeyer gemachten Vorſchlag, der offenbar den Arzt, den Chirurg, den kühnen Operateur verräth. So iſt der Vorſchlag, die beſchmutzten Theile der Statue zu kollern, vom Herrn Lieutenant Eßmeyer ausgegangen, und ſo kann man ſelbſt in dem von Herrn Hoftheaterdirektor Kameyer gemachten Vorſchlage, die Venus fleiſchfarben anzuſtreichen, den geſchmackvollen Anordner unſeres Ballets erkennen. So trägt faſt jeder der gemachten Vorſchläge eine Art Urſprungs-Certifikat an ſich. Erlauben Sie mir, meine Herren, dieſes Privileg auch für den Vorſchlag in Anſpruch zu nehmen, den ich Ihnen machen will. — Wenn der Arzt in dem Schmutze der Venus eine Art Hautkrankheit erblickt, ſo betrachte ich als Finanzmann das Uebel als ein Deficit und ſuche es daher zunächſt zu decken. Allein die Deckung eines Deficits iſt oft eine ſo ſchwierige Sache, daß daran die Weisheit der geübteſten

Finanzmänner ſcheitert: dann, meine Herren, bleibt nichts Anderes übrig, als es zu *verſtecken*. Zu dieſem Auskunftsmittel müſſen wir, da *Deckung*, wie wir geſehen, nicht möglich iſt, in vorliegendem Falle uns entſchließen, und daſſelbe erfüllt unſeren Zweck vollkommen. Denn wenn es uns gelingt, das Deficit, den Schmutz der Venus, zu verſtecken, ſo werden die Fremden, die in unſeren Clubb eingeführt werden, und die wir doch hauptſächlich im Auge haben, den Schmutz nicht ſehen; folglich iſt er für ſie ſo gut wie gar nicht vorhanden Mein Vorſchlag iſt, die Statue von ihrem jetzigen Platze, wo man ſie von allen Seiten betrachten kann, wegzunehmen, und ſie auf einem erhöheten Poſtamente in eine Ecke zu placiren, und zwar dergeſtalt mit dem Rücken in die Ecke und ſo hoch, daß man die beſchmutzte Kehrſeite nicht ſehen kann. Unſer hauptſächlichſter Zweck, die Schmutzflecken dem Auge zu entziehen, iſt dadurch ſo gut erreicht, als wenn wir die Statue überſtreichen ließen.

»Der Vorſchlag des geehrten Herrn Finanzraths,« nahm der Kriegsrath Eſmeyer das Wort, als Gemeyer geendet, — »iſt eben ſo einfach, als die Motivirung deſſelben geiſtreich. Aber dennoch muß ich mich demſelben im Intereſſe der Kunſt widerſetzen. Die Statue der Venus ſteht in unſerem Lokale nicht als bloße Dekoration oder als müſſiges Symbol, — nein! ſie ſteht hier, damit wir uns an dem täglichen Anblicke dieſer göttlichen Formen bilden, damit unſer Kunſtſinn daran ſich hebe und ſtärke. — Werden die Schmutzflecken auf die von dem geehrten Herrn vorgeſchlagene Weiſe verſteckt, ſo wird auch zugleich ein Theil der Statue dem Auge entzogen, damit aber auch ein weſentliches Mittel zur Bildung des Kunſtſinns.«

Auch der Canzleirath Baumeyer widerſprach dem vom Finanzrath Gemeyer gemachten Vorſchlage. Er ſagte: »Wenn ſich Herr Kriegsrath Eſmeyer dem Vorſchlage, das Uebel lediglich zu verſtecken, aus künſtleriſchen Gründen widerſetzt, ſo muß ich denſelben, ſo zu ſagen, aus moraliſchen Gründen bekämpfen. Nach des Herrn Finanzraths Anſicht wollen wir die Schmutzflecken der Venus lediglich deshalb beſeitigen, weil wir fürchten müſſen, den Fremden, die unſeren Clubb beſuchen, damit Anſtoß zu geben. Zu dieſem Zwecke ſollen wir die Statue ſo mit dem Rücken in die Ecke ſtellen, daß man den Schmutz nicht ſieht. Nun wird aber jeder in den Clubb eingeführte Fremde aus wirklichem oder affektirten Intereſſe an der Kunſt der Statue große Aufmerkſamkeit widmen, namentlich wenn er vielleicht aus der Provinz kommt, wo er eben keine Gelegenheit hatte, Kunſtwerke zu ſehen. Die Statue ſteht nach des Herrn Finanzraths Vorſchlage ſo in der Ecke, daß die hintere Anſicht verborgen iſt. Ich müßte mich wenig auf Menſchen verſtehen, wenn nicht der Fremde, je mehr der Hintertheil verſteckt iſt, deſto mehr ſich Mühe geben wird, denſelben zu ſehen. Und dies wird nicht unbedingt verhindert werden können. Nun bitte ich Sie, meine Herren, vergegenwärtigen Sie ſich unſere peinliche Situation, wenn ein hier eingeführter Fremder die Statue zu betrachten anfängt. Müſſen wir Alle nicht, ich möchte ſagen zittern, daß der Fremde bei genauer Betrachtung nun doch die unglücklichen Schmutzflecken gewahrt? Was ſollen wir ſagen, wenn er ſie gewahrt und ſich darüber äußert, was ſagen, wenn er ſie gewahrt und darüber ſchweigt? Denken Sie ſich in dieſe Situation hinein, meine Herren, und Sie werden mir beipflichten, daß der Vorſchlag des Herrn Finanzraths durchaus unausführbar iſt.«

Juſtizrath Imeyer unterſtützte dieſe Anſicht des Canzleiraths Baumeyer, indem er ſagte: »Ich ſtimme der Anſicht des Herrn Canzleiraths und namentlich den Gründen deſſelben durchweg und in allen Stücken bei. Wir würden nach dem Vorſchlage des Herrn Finanzraths das Uebel verheimlichen, aber heimlich würde es uns deſto ſchwerer drücken. Es würde uns die Unbefangenheit, das ruhige Bewußtſein rauben, und ein gutes Gewiſſen iſt doch in jeder Hinſicht ein ſo unſchätzbares Gut, daß ſelbſt — —

Mit ernſter Miene unterbrach der Präſident, Hofrath Ameyer, den Redner, indem er ſagte: »Ich muß den geehrten Herrn allen Ernſtes bitten, ſich aller politiſchen Anſpielungen zu enthalten. Ich habe ſchon zu Anfang unſerer heutigen Sitzung ein anderes Mitglied an dieſe Vorſchrift unſeres Statuts erinnern müſſen; ich muß dieſe Erinnerung jetzt auf das nachdrücklichſte wiederholen. Die Geſellſchaft hat mich mit dem Auftrage beehrt über die Aufrechthaltung des Statuts und die Ordnung der Verhandlungen zu wachen; ich werde, ich muß dieſes Vertrauen ehren, indem ich keinen Verſtoß gegen die Beſtimmungen des Statuts dulde. Es iſt mir das in dieſem Falle um ſo ſchmerzlicher, als es heute bereits das zweite Mal iſt, daß ich eine Verletzung gerade dieſer Vorſchrift zu rügen habe.«

Sich entſchuldigend erwiederte Imeyer: »Ich redete doch nur von einem guten Gewiſſen — —

»Noch einmal,« — unterbrach ihn der Präſident — »noch einmal muß ich auffordern, keine Politik einzumiſchen; ich ſehe mich ſonſt genöthigt, die Sitzung aufzuheben!«

»Ja wohl,« ſagte Lieutenant Eßmeyer, »darum muß ich ſehr bitten, daß nicht von ſolchen politiſchen Sachen geredet wird, wenn ich dabei bin.«

»Sein Sie ohne Sorgen, Herr Lieutenant,« ſagte mit Würde der Präſident, »ich werde den Vorſchriften des Statuts Achtung zu verſchaffen wiſſen.«

Juſtizrath Imeyer aber wollte ſich nicht darüber beruhigen, daß er auf ſolche Weiſe zur Ordnung gerufen worden. Er ſagte: »Herr Doctor Emeyer ſprach vorhin, wenn ich nicht irre, von »unglücklicher Richtung«, ich jetzt von einem »guten Gewiſſen«. Wenn man darin politiſche Anſpielungen finden will, ſo« — —

»Gewiß!« rief Commerzienrath Bemeyer, »iſt das Politik!« — »Ohne Zweifel,« rief Finanzrath Gemeyer, »iſt ein gutes Gewiſſen eine politiſche Anſpielung!« — »Eine ſehr boshafte Anſpielung!« rief Doctor Omeyer. — »Nichts Boshafteres als ein gutes Gewiſſen!« rief Senator Hameyer. — »Nichts von Politik! keine politiſchen Anſpielungen!« riefen Alle, ſo daß Imeyer mit ſeinen Entſchuldigungen gar nicht zu Worte kommen konnte.

Als es wieder einigermaßen ſtill geworden war, ſprach der Präſident: »Ich freue mich, daß ich in meiner ſchwierigen Aufgabe, das Statut aufrecht zu erhalten, von der ganzen Geſellſchaft ſo kräftig unterſtützt werde. Ich ſage der Geſellſchaft meinen herzlichen Dank dafür. Ich darf, ſo hoffe ich, dieſen unangenehmen Zwiſchenpunkt als erledigt anſehen und bitte ſehr darum, daß keiner der Herren darauf zurückkomme. — Laſſen Sie uns vielmehr zur Tagesordnung zurückkehren.«

Finanzrath Gemeyer nahm die Discuſſion wieder auf: »Mein Vorſchlag, den Schmutz zu verſtecken, iſt mit zweierlei Gründen bekämpft werden. Dieſe Gründe widerſprechen ſich aber dergeſtalt, daß ich ſelbſt gar nicht nöthig habe, ſie zu widerlegen. Auf der einen Seite ſoll die Geſellſchaft dadurch, daß die Statue mit dem Rücken in die Ecke geſtellt wird, dieſen nicht ſehen und dadurch ein Mittel zur Kunſtbildung verlieren. Auf der anderen Seite ſollen Fremde, die eingeführt werden, die ſchmutzige Kehrſeite ſehen und Aergerniß daran nehmen. Dieſe beiden Argumente heben ſich einander auf. Sieht die Geſellſchaft die Hinterſeite nicht, ſo können auch Fremde ſie nicht ſehen; können aber Fremde den Hintertheil ſehen und ſich daran ärgern, ſo kann auch die Geſellſchaft denſelben ſehen und daran lernen. Aber nicht nur heben ſolchergeſtalt ſich dieſe Sätze in ihrer Gleichzeitigkeit einer den anderen auf, ſondern ein jeder derſelben iſt auch für ſich unhaltbar. Die Geſellſchaft hat an der übrigen Statue genug zu ſehen und zu lernen und wird deshalb den Hintertheil nicht vermiſſen. Wenn nun aber wirklich ein Fremder ſo ſcharfſichtig wäre, daß er den

Hintertheil zu ſehen bekäme, den die Geſellſchaft nicht ſehen kann, ſo ſehe ich noch gar nicht ein, daß daraus eine ſo ſchrecklich peinliche Situation für die Geſellſchaft entſtehen müßte. Im Gegentheil muß der Fremde ſich darüber freuen und die Geſellſchaft noch höher darum achten: er wird ja dadurch belehrt, weshalb die Statue mit dem Rücken in die Ecke geſtellt werden.«

Als Finanzrath Gemeyer geendet, ſchickten ſich ſowohl Canzleirath Baumeyer als Kriegsrath Eſmeyer an, ihm zu entgegnen. Allein ehe ſie noch dazu kommen konnten, ergriff der Conrector Kuhmeyer das Wort und ſagte: »Die von dem Herrn Finanzrath nur angedeuteten Grundſätze verfolge ich in meinem Vorſchlage bis zur äußerſten Conſequenz. Ich gehe einen ganzen Schritt weiter als die ſämmtlichen Herren, welche Vorſchläge gemacht haben. Ich ziehe den Vorderſatz in Zweifel und frage: ›Wozu überall eine Aenderung?‹ und meine Antwort iſt: ›Eine Aenderung iſt unnöthig,‹ — und mein Vorſchlag der:

statum quo zu laſſen. — Laſſen wir die Statue ſo wie ſie iſt, unverändert, unangefärbt, unabgewaſchen, unabgeſchabt, laſſen wir ſie auf derſelben Stelle, wo ſie ſteht, laſſen wir auch fernerhin Jeden, der die Hand daran legen will, dies ungehindert thun, laſſen wir die Statue und den Schmutz ganz wie er iſt: bewahren wir dieſen Schmutz. Wir wollen ihn nicht verſtecken, dieſen Schmutz, ſondern im Gegentheil ihn offen zeigen, als eine aerugo nobilis, als ein Denkmal des wahren Kunſtſinnes unſerer Geſellſchaft. Iſt er das nicht in der That? Iſt dieſer Schmutz nicht ein Zeugniß unſeres Studiums der Kunſt, unſeres Sinnes für ſchöne Formen? Iſt dieſer Schmutz nicht Zeuge, daß wir unſere Hände an dieſe Formen gelegt haben, um uns zu vergewiſſern, uns zu überzeugen, wie klaſſiſch ſchön, wie antik göttlich dieſelben ſind? Als jener griechiſche Weiſe einen Backenſtreich erhielt, hing er ein Täfelchen an die geſchwollene Backe, darauf ſtand: »Das hat der und der gethan«. Er that das zum Schimpfe deſſen, der ihn geſchlagen, wir wollen es umgekehrt machen: wir wollen zu unſerem Ruhme an der ſchmutzigen Stelle eine Tafel aufhängen: »Das haben wir gethan!« Jeder Fremde oder Nichtfremde mag wiſſen, ſoll wiſſen, daß jene Schmutzflecken unſer Werk ſind, daß wir ſtolz darauf ſind, daß ein ſolches Zeugniß beſteht unſeres Sinnes für göttliche Schönheit. Ja, meine Herren, wenn dieſe Schmutzflecken von ſelbſt verſchwänden, ſo würde ich vorſchlagen, ſie aufzufriſchen, wie« — —

Soweit hatte der Conrektor Kuhmeyer geredet, als Paſtor Wehmeyer ihn unterbrach. Dieſer hatte ſchon während der ganzen Berathung mehrfache Zeichen der Ungeduld und des höchſten Mißfallens gegeben; während des Vortrages des Conrektors Kuhmeyer aber hatte ſich die Steigerung ſeines Mißfallens durch Augenverdrehen und Geſichterſchneiden kund gethan. Endlich hielt er ſich nicht länger; mit einer vor Zorn kreiſchenden Stimme unterbrach er den Conrektor, indem er ausrief: »Herr! nicht länger dulde den Greuel!

Bin ich denn hier unter Chriſten, in einem chriſtlichen Lande, unter chriſtlicher Obrigkeit oder iſt hie eitel Sodom und Gomorrha?« —

»Sind es meine Worte, die den Herrn Paſtor erzürnt haben?« fragte der Conrektor Ruhmeyer, aber der Paſtor antwortete nicht, ſondern fuhr fort:

»Als mich der würdige Herr Senator Hameyer aufforderte, in dieſen Clubb einzutreten, da glaubte ich in eine chriſtliche Geſellſchaft zu kommen, deren Reden und Werke Gott wohlgefällig. Ich wußte, daß man ſich hier mit Kunſt beſchäftige, aber es giebt Künſte, die nicht ein Greuel ſind vor den Augen des Herrn. Ich ſah bald ein, daß ich mich geirrt habe, daß ich hier nicht fände, was ich geſucht, aber ich blieb in der Geſellſchaft, weil ich hoffen durfte, vielleicht eine Seele retten zu können. Darum kam ich in die Verſammlungen, wenn ich gleich oft Auge und Ohr verſchließen mußte vor dem, was ich ſah und hörte.«

»Das iſt doch ein bischen arg!« rief der Aſſeſ ſor Demeyer, — gegen dergleichen Vorwürfe muß ich mich und die Geſellſchaft verwahren!«

»Ja! das iſt zu arg!« rief Advokat Emeyer.

»Nein! was zu arg iſt, das iſt zu arg!« rief Commerzienrath Bemeyer.

Aber Paſtor Wehmeyer ließ ſich nicht ſtören, ſondern fuhr fort: »O ja! ich weiß, ich kränke die Herren in ihrer heidniſchen Luſt, ich ſtöre ihre ſündige Freude! Aber das iſt ja mein Beruf! Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Ja! es iſt heidniſcher Greuel, den Ihr treibt, ſündiges Satanswerk! Seit mehreren Stunden ſchon berathen Menſchen, die Chriſten heißen wollen, darüber, wie ein heidniſches Götzenbild von Schmutz zu reinigen ſei! O! laßt dem Götzenbilde ſeinen Schmutz! Reinigt lieber Euer Inneres! waſcht ab die Flecken von Eurem Gewiſſen! kratzt ab den Schmutz von Eurer Seele! überſtreicht Euer Herz, damit es wieder rein und weiß werde! Was glaubt Ihr denn, was jene Schmutzflecken des Götzenbildes bedeuten, die Euch ſoviel zu ſchaffen machen? Meint Ihr etwa, ſie ſeien davon entſtanden, daß Ihr Eure Hände an den Theil gelegt habt, den meine Stellung näher zu bezeichnen mir verbietet? O der Verblendung! Nein! dieſe Flecken ſind eine Strafe der Abgötterei, die Ihr treibt! das iſt der Grund, weshalb jenes Götzenbild ſchwarz wird und immer ſchwärzer. Uebertüncht ſie nur dieſe Flecken! kratzt ſie nur ab! ſie werden ſchon wiederkehren, um Eure frevele Luſt zu ſtören, ein ſchreckliches Mene tekel. Doch es iſt noch einige Schaam in Euch: darum ſind Euch die Flecken ein Aergerniß und darum möchtet Ihr ſie gern vertilgen: ſie beunruhigen, ſie ſtören Euch dieſe Flecken. Aber Einer iſt unter Euch, der iſt ganz erſoffen in heidniſchem Greuel und ſündiger Abgötterei: dem iſt der Schmutz des Götzenbildes nicht ein Aergerniß wie den Anderen, nein! der freut ſich des Schmutzes, der berühmt ſich des Schmutzes! der will ihn nicht vertilgen, der will ihn bewahren als et was Koſtbares! O der heidniſchen Verruchtheit! o des ſündigen Greuels!«

Das wurde dem Conrektor zu arg: haſtig fuhr er auf: »Herr! meinen Sie mich?«

Ohne auf dieſe Frage zu antworten fuhr der Paſtor fort: »Ja! dieſer Eine iſt erſoffen in Sünde und Greuel, der« —

»Nein, Herr!« rief der Conrektor, — »das ſoll Ihnen nicht ſo hingehen! Sie, meine Herren, ſind Zeugen dieſer Injurien: ich werde klagbar werden, ich« —

Aber ohne auf den Conrektor und deſſen Drohungen zu hören, fuhr Wehmeyer fort: »Ihr Anderen ſchämt Euch im Grunde Eures Herzens der Abgötterei: aber Einer iſt unter Euch, der berühmt ſich ihrer, der« —

»Jetzt, Herr Paſtor!« rief der Conrektor zornig,« hören Sie augenblicklich mit Ihren Injurien auf, ſonſt ſollen« —

»Laſſen Sie doch, lieber Herr Conrektor!« beruhigte Kriegsrath Eſmeyer den Erzürnten: wie kann dergleichen tolles Zeug Sie beleidigen? über ſolche Capuzinaden muß man nur lachen!“

„Ja,“ fuhr der Paſtor fort, nachdem der Präſident, Hofrath Ameyer, vergebens verſucht hatte, ihn zum Schweigen zu bringen, — „ja Einer iſt da, der berühmt ſich der Abgötterei, der prahlt mit der Sünde. Möchte er es thun, wenn er nur ſeine eigene Seele damit dem hölliſchen Feuer überlieferte. Aber nein! gerade dieſer, der ſich berühmt ein Heide zu ſein, dieſer iſt ein Lehrer der Jugend! Ein Lehrer? o nein, ein Verkehrer, ein Verderber der Jugend! Solchen Händen iſt übergeben das Koſtbarſte, was wir beſitzen, die Herzen der Jugend! O! wie kann es anders ſein, als daß die Sünde immer mächtiger wird auf Erden! iſt doch die Erziehung und der Unterricht der Jugend ein Greuel und eine Sünde über die andere! Nicht das Chriſtenthum, nein das Heidenthum iſt ja die Grundlage der Erziehung. Nicht die heiligen Lehren des Evangeliums, nein! die ſündlichen Fabeln des heidniſchen Götzenthums ſind das Erſte, was die Jugend lernt, womit die unſchuldigen Herzen vergiftet werden.«

»Ach ſo!« rief der Conrektor: »ich war nur der Sack, auf den man ſchlug! den klaſſiſchen Studien gilt es! Nun, nur luſtig drauf los, das iſt eine bekannte Melodie!«

»Ja!« rief der Paſtor, »den klaſſiſchen Studien gilt es, dem verruchten, verfluchten heidniſchen Philologenthum! Das iſt des Uebels Wurzel! —

Der Paſtor ſprach ſich nun auf die allerſchärfſte Weiſe gegen die klaſſiſchen Studien aus: der Unterricht und die Erziehung der Jugend ſei bei den Philologen, als welche insgeſammt Heiden und Götzendiener, in den ſchlechteſten Händen: derſelbe müſſe allein der Geiſtlichkeit übergeben werden, u. ſ. w. u. ſ. w.

Als er ſeine lange Strafpredigt geendet, wollte der Conrektor eine Widerlegung derſelben und eine Vertheidigung der klaſſiſchen Studien, der Freiheit des Unterrichts u. ſ. w. geben, — aber der Präſident, Hofrath Ameyer, der den Redefluß des Paſtors zu hemmen mehrmals vergeblich verſucht hatte, ermahnte den Conrektor, davon abzuſtehen, indem die Discuſſion immer weiter von dem eigentlichen Zwecke abkomme: ſchon mehrere Stunden lang habe man berathen, und noch immer kein entſcheidendes Reſultat gewonnen; er, der Präſident, müſſe daher erſuchen, wenigſtens jetzt die Abſchweifungen zu unterlaſſen und zur eigentlichen Frage zurückzukehren.

Aber Conrektor Ruhmeyer beſtand auf eine Widerlegung des Paſtors mit der ganzen eigenſinnigen Heftigkeit eines Schulmannes. »Hat der Herr Präſident, ſagte er, »dem Herrn Paſtor geſtattet, nicht bloß mich perſönlich, ſondern auch meinen Stand, meine Wiſſenſchaft mit Schmähungen zu überhäufen, ſo gebietet die Billigkeit und Gerechtigkeit, mir die Vertheidigung nicht abzuſchneiden.«

»Auch ich,« rief Paſtor Wehmeyer, »bitte dringend darum, daß dem Herrn Gelegenheit ge geben werde, mir zu widerſprechen. O! er zeige nur recht, welche Grundſätze er hegt, damit Jedermann davor zurückbebe! Wenn Satanas den Pferdefuß zeigt, iſt er nicht halb ſo gefährlich. O! laſſen Sie den Mann der Abgötterei nur reden! ich werde ihn niederſchmettern mit dem Schwerte der Wahrheit!«

»Nein,« erklärte Hofrath Ameyer, »der Herr Paſtor würde repliciren, der Herr Conrektor dupliciren, und ſo nähme die Sache, die gar nicht hieher gehört, kein Ende. Mögen die Herren den Streit anderswo ausmachen!«

»Aber ich« — rief Advokat Emeyer — »fordere in dieſer Sache das Wort, nicht um das zu widerlegen, was der Herr Paſtor gegen die klaſſiſchen Studien vorgebracht hat, ſondern nur um die kraſſen Schmähungen zu rügen, mit denen er uns Alle, die ganze Geſellſchaft, unſere ganze Tendenz begeifert hat. Ich werde den Herrn mit ſeinen eigenen Waffen bekämpfen. Denn die Religion« — —

Der Präſident, Hofrath Ameyer, hatte ſich ſchon halb und halb reſignirt, dieſer neuen Abſchweifung freien Lauf zu laſſen, — als der Regierungsrath Irmeyer, der bisher an der Debatte gar keinen Theil genommen hatte, ſich erhob und den Advokaten Emeyer unterbrechend in faſt feierlichem Tone ſagte:

»Meine Herren! ich erſuche Sie um Ihrer ſelbſt willen alle und jede Discuſſion über dieſe durchaus nicht hieher gehörigen Gegenſtände zu unterlaſſen.«

Advokat Emeyer aber entgegnete: »Man hat mich zur Ordnung gerufen, als ich von »ſchlechter Richtung«, den Herrn Juſtizrath Imeyer, als er von »gutem Gewiſſen« redete, man hat erklärt, das ſeien politiſche Gegenſtände und von Politik dürfe nicht geredet werden. Ich habe mich dem gefügt, weil die Statuten das Beſprechen politiſcher Gegenſtände unterſagen. Aber jetzt laſſe ich mir in dieſer Angelegenheit das Wort nicht nehmen. Die Religion, ſage ich« — —

»Und dennoch,« — rief Regierungsrath Irmeyer — »muß ich dem Herrn erklären, daß eine Beſprechung auch dieſer Gegenſtände hier durchaus unzuläſſig iſt!«

»Aber,« rief Advokat Emeyer heftig, »das iſt ja eine wahre Tyrannei! Das kann und darf die Geſellſchaft nicht dulden! Und obendrein iſt es nicht einmal das Präſidium, das mir das Wort nimmt! Meine Herren! das kann nicht geduldet werden! das iſt Uſurpation! das iſt eine ſchändliche Tyrannei!«

»Das iſt Tyrannei!« rief Doctor Omeyer. »Eine entſetzliche Tyrannei!« rief Commerzienrath Bemeyer; — »Das iſt unerhört!« der Senator Hameyer; — »Das dulden wir nicht!« der Hoftheaterdirector Kameyer. »Nein! nein! keine Tyrannei!« rief man von vielen Seiten.

So ſchrie und tobte der größte Theil der Mitglieder gegen den Regierungsrath Irmeyer an; der Präſident ſuchte vergebens zu beſänftigen und den Lärm zu ſtillen.

Als wieder einige Ruhe eingetreten war, ſprach Advokat Doctor Emeyer: »Meine Herren! ich danke Ihnen. Ich werde, was ich zu ſagen habe, kurz und bündig vortragen. Ich« —

Da erhob ſich von Neuem Regierungsrath Irmeyer und ſprach mit ſcharfer Betonung: »Und ich erkläre, daß ich ein Beſprechen der vorhin angeregten Gegenſtände nicht zugeben werde, wenngleich ich nicht Präſident der Verſammlung bin. Die Herren zwingen mich, ihnen zu ſagen, was ich lieber verſchwiege.«

Eine allgemeine Stille trat ein. Mit noch ſchärferer, ſchneidender Betonung fuhr Irmeyer fort: »Mögen denn die Herren, die über Tyrannei klagen, ſich merken, was ich ihnen erklären will. — Als bei der Regierung um die Erlaubniß zur Conſtituirung dieſes Kunſt-Clubbs nachgeſucht und die Statuten deſſelben vorgelegt wurden, ertheilte man die nachgeſuchte Erlaubniß nicht ohne Beſorgniſſe, welche durch die in dieſer Beziehung in und außerhalb Deutſchland gemachten Erfahrungen nur zu ſehr gerechtfertigt erſchienen. Die angegebene Tendenz des Clubbs war eine anſcheinend unſchuldige, unverdächtige. Aber es iſt bekannt, wie oft die Demagogen, dieſe (im Dunkeln ſchleichenden Feinde des Rechts und der Ordnung), um mich eines klaſſiſchen Ausdrucks zu bedienen, wie oft ſie unter anſcheinend unſchuldigen und harmloſen Aushängeſchilden von den getäuſchten Regierungen die Erlaubniß erſchlichen haben, Vereine zu ſtiften, in denen ſie ihre verbrecheriſchen Plane ſchmiedeten zum Umſturz von Thron und Altar. Wie oft iſt ſolchergeſtalt die Erlaubniß ertheilt worden, Leſe-Vereine, Sing-Vereine oder dergleichen unſchuldig ſcheinende Geſellſchaften zu errichten, während ſich unter der unſchuldigen Maske nichts Anderes verſteckte, als verbrecheriſches revolutionäres Treiben! Dieſe Erfahrungen ſchwebten unſerer Regierung vor. Als die Erlaubniß zur Conſtituirung dieſes Kunſt-Clubbs nachgeſucht wurde, mußte die Regierung riskiren, daß ſich unter der anſcheinend harmloſen Tendenz hoch- und ſtaatsverrätheriſche Umtriebe verſtecken könnten.«

Bei dieſen Worten des Regierungsraths durchbebte ein Schauder die ganze Geſellſchaft. Der Regierungsrath fuhr fort: »Einerſeits hätte nun zwar die Regierung die Gefahr vermeiden können, wenn ſie die nachgeſuchte Erlaubniß verweigerte, aber andererſeits wollte unſere milde, landesväterliche, alles Gute mit größter Aufopferung fördernde Regierung nicht durch Verweigerung dieſer Erlaubniß der Hebung der Kunſt in den Weg treten. In dieſer äußerſt ſchwierigen Lage verfuhr ſie mit ihrer gewohnten Weisheit, Milde und Vorſicht. Sie bewilligte die nachgeſuchte Erlaubniß; zugleich aber wird ſie gewiß nicht verſäumt haben, Maßregeln anzuordnen, die es ihr möglich machen, eine fortlaufende Kenntniß von ſämmtlichen Verhandlungen der Geſellſchaft zu erhalten.«

Der Regierungsrath ſprach dieſe Worte mit einer eigenthümlichen Betonung, welche die Zuhörer bis in's innerſte Mark erbeben machte. Der Regierungsrath fuhr fort:

»Die Regierungen müſſen auf ihrer Hut ſein, denn ſie wiſſen, ihre Feinde ruhen und raſten nicht, ſondern unterwühlen fort und fort den Boden, um ſo Thron als Altar zu ſtürzen. Die Regierungen ſind aber auch auf ihrer Hut: ſie kennen ihre Feinde.«

Bei dieſen Worten warf der Regierungsrath einen ſcharfen ſtechenden Blick auf den Advokaten Emeyer. Als Advokat mußte derſelbe natürlich ein Feind der Regierung ſein. Mit Entſetzen bemerkten die übrigen Mitglieder dieſen Blick; eiligſt rückten Emeyer's Nachbarn von ihm weg. Emeyer hatte den Blick gleichfalls bemerkt und ſaß da in troſtloſer Vernichtung; gern wäre er von ſich ſelber weggerückt. Der Regierungsrath fuhr fort:

»Die Regierungen, ſage ich, ſind auf ihrer Hut; ſie müſſen auf ihrer Hut ſein, ſie müſſen ſorgfältig Alles überwachen, was, wär's auch nur in ſeinen allerletzten Conſequenzen, irgend ſtaatsgefährlich werden könnte. Aber, meine Herren, ſtaatsgefährlich ſind nicht allein alle Verhandlungen über eigentlich politiſche Gegenſtände. Zwar hat eine Regierung alle Urſache, zunächſt und am ſtrengſten alle Verhandlung von eigentlich politiſchem Charakter zu überwachen, aber die Verhandlungen religiöſer und ſocialer Fragen erfordern nicht minder ihre volle Aufmerkſamkeit. Dergleichen Verhandlungen ſind nur gar zu oft die Vorläufer der Revolution.«

Tiefes Schweigen der Geſellſchaft; der Regierungsrath fuhr fort: »Ich muß es hiernach der Geſellſchaft in ihrem eigenen Intereſſe anheim geben, ob ſie mein Benehmen, vermöge deſſen ich die Discuſſion der angeregten, ſo tief in alle ſocialen und politiſchen Verhältniſſe eingreifenden Fragen zu verhindern ſtrebte, aus dem richtigen Geſichtspunkte auffaſſen und demnach die Rückſichten nehmen will, von denen das Fortbeſtehen unſeres Kunſt-Clubbs abhängen, ja, welche möglicherweiſe noch weitergreifende Maßregeln zur Folge haben könnten. Denn ſähe ſich unſere Regierung genöthigt, dieſen Clubb, weil ſich derſelbe mit irgend ſtaatsgefährlichen Verhandlungen befaßt hat, zu ſchließen, ſo würde man ohne Zweifel diplomatiſcher Seits davon Notiz nehmen und höchſt wahrſcheinlich würde dann gegen alle Inſtitute dieſer Art in ganz Deutſchland eingeſchritten werden.«

Die letzten Worte ſprach der Regierungsrath noch mit beſonders nachdrücklicher Betonung: dieſelben machten, wie ſeine ganze Rede, den allertiefſten Eindruck auf die ganze Geſellſchaft; lautloſe Stille folgte, es war, als ob ein Polizeidiener durch's Zimmer flöge.

Beſonders ſchien der Senator Hameyer durch die Rede des Regierungsraths ergriffen zu ſein. Er erhob ſich, als wolle er etwas ſagen, Aller Blicke kehrten ſich ihm zu. Da ſtöhnte er mit ſchwacher Stimme: »Ich glaube — ich — werde unwohl!« und fiel in Ohnmacht.

Es war ein rührender, ergreifender Anblick, wie der alte Mann da lag: das faſt immer lächelnde heitergefärbte Geſicht deckte Todesbläſſe, die freundliche zierlich friſirte Perrücke war auf eine Seite geſchoben. Niemand wagte anfangs ihm Hülfe zu leiſten, weil die Meiſten glaubten, Hameyers Schrecken ſei Folge eines böſen Gewiſſens und des Bewußtſeins von ſtaatsverrätheriſchen Umtrieben oder einer ähnlichen Schuld, was gewiſſen Verhältniſſen und Hameyer's Stellung nach nicht ganz unmöglich ſchien. Einem ſolchen Manne zu helfen ſchien ſomit nicht ganz unbedenklich. Erſt als Regierungsrath Irmeyer ſelbſt hinzuſprang, dem Ohnmächtigen Hülfe zu leiſten, eilten auch die anderen Mitglieder herbei.

Dieſer Vorfall brachte wieder einiges Leben und Bewegung in die Mitglieder, von denen jedoch Mehrere große Luſt zu haben ſchienen, ſich zu entfernen, angeblich um den inzwiſchen wieder zu ſich gekommenen Senator Hameyer nach Hauſe zu bringen. Der Präſident, Hofrath Ameyer, aber, nachdem der Regierungsrath einige, wahr ſcheinlich die Fortſetzung der Berathung betreffende Worte leiſe mit ihm gewechſelt hatte, rief die Fortgehenden zurück. »Meine Herren,« ſagte er, — »ich muß ſehr bitten, die Berathung nicht durch Fortgehen zu unterbrechen!« — Indeſſen hörten nur Wenige darauf, bis Regierungsrath Irmeyer, dem jetzt die Macht des Präſidenten de facto anheim gefallen zu ſein ſchien, gleichfalls zum Dableiben ermahnte. So kam die Geſellſchaft einigermaßen wieder in Ruhe und Ordnung. Advokat Emeyer aber war verſchwunden.

Hameyer's Unfall hatte das Gute gehabt, daß man die Andeutungen und Warnungen des Regierungsraths, deren ganze Bedeutung man wohl verſtanden hatte, mit guter Manier und ohne weitere Debatte auf ſich beruhen laſſen konnte. Auch nahm der Präſident, ſobald nur einigermaßen die Ordnung wieder hergeſtellt war, das Wort und hielt einen ausführlichen Vortrag über das, was bis jetzt hinſichtlich des eigentlichen Zweckes der Berathung, die Entfernung der Flecken an der Benus, vorgekommen war. Den in ſeinem früheren Reſümé beſprochenen Vorſchlägen waren jetzt nur noch zwei der Berückſichtigung würdige Vorſchläge hinzugekommen, nämlich der des Finanzraths Gemeyer: die Statue mit dem Rücken in eine Ecke zu ſtellen, um auf dieſe Weiſe den Schmutz zu verbergen, — und der des Conrektors Kuhmeyer: die Sache ganz und gar in statu quo zu laſſen.

Als Ameyer, dem diesmal zum erſtenmal die ſonſt bei ſeinen Reden hergebrachten Beifallsbezeugungen fehlten, dieſes Reſümé beendigt hatte, fragte er: ob noch Jemand Vorſchläge zu machen habe?

Die Geſellſchaft hatte ſich während ſeines Vortrages einigermaßen wieder von dem tiefen Eindrucke erholt, den die Irmeyer'ſche Rede gemacht hatte. Doch wagte trotz Ameyer's Aufforderung aus Furcht, unwillkürlich einen der Regierung irgend mißfälligen Gegenſtand zu berühren, Niemand mit Aeußerungen und Vorſchlägen hervorzutreten.

Einige Minuten lang herrſchte ſolchergeſtalt eine peinliche Stille. Da erhob ſich der Regierungsrath Irmeyer auf's Neue und ſagte: »Ich glaube vorausſetzen zu dürfen, meine Herren, daß das, was ich vorhin angedeutet, auf die heutige Berathung und deren völlig unverfänglichen, ja, ich darf ſagen, der Regierung wohlgefälligen Zweck durchaus keinen Einfluß äußern wird. Ich hoffe ferner, daß jene Angelegenheit als vollſtändig abgethan und erledigt durchaus nicht weiter berührt werden wird. Was aber unſere heutige Berathung und deren Zweck betrifft, Abhülfe des Uebelſtandes, der unſere Venus verunſtaltet, ſo würde ich, wenn keiner der geehrten Herren desfallſige Vorſchläge zu machen hat, mir erlauben, meinerſeits einen ſolchen vorzubringen.«

Er ſah ſich fragend um. Alle ſchwiegen. Endlich begann der Cammerſecretair Temeyer: »Wir warten ungeduldig Ihres Vorſchlages, verehrteſter Herr Regierungsrath. Gewiß wird derſelbe unſer Aller Beifall haben.«

Die ganze Geſellſchaft gab ihre Zuſtimmung zu erkennen, worauf denn der Regierungsrath mit beſonders freundlichem und leutſeligem Ausdrucke, als wolle er die Geſellſchaft vollkommen beruhigen, alſo ſprach:

„Wenn denn Keiner der Herren einen Vorſchlag zu machen hat, ſo will ich mir erlauben, meinerſeits auf ein Mittel zur Abhülfe jenes Uebelſtandes aufmerkſam zu machen. Mein Vorſchlag dürfte um deswillen einigen Anſpruch auf Beachtung haben, als er von faſt allen bisher gemachten Vorſchlägen etwas in ſich vereinigt. — Es iſt der Vorſchlag gemacht worden, die Statue ganz oder wenigſtens die leidenden Theile zu überſtreichen, den Schmutz zu übertünchen; unſer Pemeyer, der das verſtehen muß, hat erklärt, daß jede Veränderung des Volums der Statue, ſei dieſe Veränderung auch noch ſo unbedeutend, den Kunſtwerth der Statue weſentlich alterire; durch Uebertünchen würde aber das Volum, wenngleich nur unbedeutend vermehrt, alſo verändert werden. — Es iſt ferner der Vorſchlag gemacht worden, den Schmutz abzukratzen, abzuſchaben. Herr Profeſſor Pemeyer hat ſich auch dieſem Vorſchlage aus demſelben Grunde widerſetzt: wie durch Uebermalen das Volum der Statue vermehrt, ſo werde es durch Abſchaben vermindert, alſo immer verändert. — Der Vorſchlag, den ich zu machen habe, meine Herren, iſt ein mezzo termine. Ich ſchlage vor, daß zuvörderſt die beſchmutzten Theile ſauber und vorſichtig abgeſchabt, und wenn dieſes geſchehen iſt, ebenſo vorſichtig weiß übertüncht werden. Was durch die erſte Operation, das Abſchaben, dem Volum der Statue genommen worden, an dem Kunſtwerthe alterirt worden, wird ihr durch die zweite Operation, das Uebermalen, erſetzt, der Kunſtwerth alſo in integrum reſtituirt. So wird das wahre primitive Volum, die urſprüngliche Linie und Form vollſtändig conſervirt und der Schmutz dennoch beſeitigt. Dann können wir die Statue auch ſtehen laſſen, wo ſie ſteht; wird ſie wieder ſchmutzig, ſo wiederholt man die beiden Operationen. Indeſſen iſt dergleichen kaum zu beſorgen, da unſere Geſellſchaft erfahren hat, wie ſchwer es iſt, dergleichen Uebelſtände zu beſeitigen. — Dies, meine Herren, iſt der Vorſchlag, den ich zu machen habe, ein Juste-milieu, das vielleicht Ihren Beifall hat.«

»Ganz und gar!« rief der Kriegsrath Efmeyer. — »Vortrefflich!« rief Finanzrath Gemeyer. — »Süblim!« der Theaterdirektor Kameyer. — »Einzig!« der Hofintendant Ermeyer. »Gott! wie ſchön! wie genial!« der Doctor Omeyer.

»Eine ganz vortreffliche Idee!« rief der Commerzienrath Bemeyer, »ganz vortrefflich, ganz vortrefflich! mir aus der Seele genommen! Erſt übermalen und dann abkratzen! Ganz vortrefflich!«

Die ganze Geſellſchaft überſtrömte den Regierungsrath mit Lobſprüchen; Alle waren extaſiirt und freueten ſich der geiſtreichen, glücklichen Löſung der ſo ſchwierigen Aufgabe.

»Keine Abſtimmnng!« rief der Aſſeſſor Demeyer, der beſonders über den Vorſchlag des

Regierungsraths exaltirt ſchien: — »keine Abſtimmung! Der Vorſchlag wird durch Acclamation genehmigt!« — »Ja wohl! ja wohl!« riefen Alle. — »Der trägt kein deutſches Herz im Buſen,« rief Commerzienrath Bemeyer, »der dieſem Vorſchlage nicht beiſtimmt!«

Hofrath Ameyer aber, in unerſchütterlicher Würde, wie ſie dem Präſidenten auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen geziemt, nahm von dieſem Beifallsjubel keine officielle Notiz, ſondern ſprach ruhig: »Meine Herren! der Herr Regierungsrath Irmeyer hat zur Beſeitigung des Schmutzes einen Vorſchlag gemacht, den Sie eben vernommen haben. Dieſer Vorſchlag hat, wie es beinahe ſcheint, Ihren Beifall gefunden, Widerſpruch hat ſich gegen denſelben bislang nicht erhoben. Ich fordere diejenigen Mitglieder, welche etwas dagegen vorzubringen haben, auf, damit hervorzutreten.«

Alles ſchwieg; Ameyer fuhr fort: »So bringe ich denn dieſen Vorſchlag des Herrn Regierungsraths Irmeyer zur Abſtimmung und fordere die Herren, welche für denſelben ſtimmen, auf, ſich zu erheben.«

Die ganze Geſellſchaft rauſchte in die Höhe, Irmeyer's Vorſchlag war einſtimmig angenommen. Freude erfüllte alle Gemüther; die ſchwierige Aufgabe war gelöſt, gelöſt zur Zufriedenheit Aller, gelöſt in einem Augenblick, als man ſchon an der Möglichkeit der Löſung verzweifelte. Die Mitglieder drückten einander freudig die Hände; Jeder wußte neue Vorzüge an dem Vorſchlage, der nun Beſchluß der Geſellſchaft war, hervorzuheben, des Lobens und Preiſens war kein Ende. Irmeyer war ein großes, denkendes, adminiſtratives Talent, vielleicht der bedeutendſte Staatsmann ſeines Jahrhunderts, würdig ein großes Land, z. B. England oder Frankreich, zu regieren. »Wenn das kein Bürgerlicher wäre,« ſagte Commerzienrath Bemeyer, »der Mann wäre längſt Miniſter.« — »Geheimer Regierungsrath wird er gewiß ſehr bald,« ſagte Steuerrath Cemeyer. »Das muß er ſchon dieſes Vorſchlages halber werden, von dem doch die Regierung durch ihn auch Kenntniß erhalten wird,« ſagte der Hofbaumeiſter Jodmeyer. »Welch ein Mann! welch ein Mann!« wimmerte voll Entzückung der Cammerſekretair Temeyer. »Ich bewundere ſchweigend!« rief Aſſeſſor Demeyer.

Mit der Beſcheidenheit eines großen Mannes ſchien Irmeyer von dieſen Lobeserhebungen wenig Notiz zu nehmen. Mit wahrhaft bezaubernder Freundlichkeit wandte er ſich an den Senator Hameyer, der von ſeiner Ohnmacht noch immer etwas angegriffen zu ſein ſchien, und fragte ihn: wie es ihm ginge? — »Ich hoffe,« ſagte Irmeyer, »Sie befinden ſich wieder ganz wohl, lieber Herr Senator!« — Der Bewunderung der Geſellſchaft entging auch dieſer ſchöne Zug in Irmeyer's Benehmen nicht, und wie man eben ſeinen Geiſt geprieſen hatte, ſo lobte man nun ſein Gemüth. Der alte Senator Hameyer aber dankte voll freudiger Rührung auf Irmeyer's

Frage, und als dieſer nun gar um die Erlaubniß bat, den noch Angegriffenen nach Hauſe zu geleiten, traten Thränen in Hameyer's Augen, und die Bewunderung der Geſellſchaft erreichte ihren Gipfel. —

So endigte dieſe Berathung nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten mit einer wahrhaft glücklichen Löſung der Frage zur reinſten, ſchönſten Freude Aller. Der Venus geſchah, wie Irmeyer vorgeſchlagen und die Geſellſchaft beſchloſſen hatte. Nachdem die Operation glücklich vollendet worden, ward zur Feier der glücklichen Wiederherſtellung der Venus ein ſolennes Diner des Kunſt-Clubbs beſchloſſen. Als der Präſident die Subſcriptionsliſte zu demſelben unter den Mitgliedern des Clubbs circuliren ließ, war er anfangs wegen des Advokaten Emeyer in einiger Verlegenheit; indeſſen ſchickte er nach reiflicher Ueberlegung auch dieſem die Liſte zu, hoffend jedoch, derſelbe werde an dem Diner nicht Theil nehmen. Dieſe Hoffnung wurde aber getäuſcht, Emeyer unterſchrieb und fand ſich zur beſtimmten Zeit ein.

Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich in dem feſtlich geſchmückten Clubblokale verſammelt. Man freute ſich der Venus, deren Hinterſeite wieder in der Weiße der Unſchuld glänzte; ein Lorbeerkranz (No. 25. des Inventars) ſchmückte dieſelbe, kunſtreich an einem Bande befeſtigt, das um den Leib der Statue geſchlungen war. Die Geſellſchaft hatte ſich vollſtändiger als je eingefunden, nur Regierungsrath Irmeyer, den jeder der Eintretenden zuerſt geſucht hatte, fehlte noch; Advokat Emeyer dagegen war erſchienen, ſtand aber einſam und verlaſſen in einer Fenſterniſche; mehrere Mitglieder, mit denen er ein Geſpräch anzuknüpfen verſucht hatte, hatten ſich ſcheu zurückgezogen. — Endlich erſchien Regierungsrath Irmeyer: Alle drängten ſich begrüßend ihm entgegen. Irmeyer warf ſeine Augen ſuchend im Kreiſe der Verſammelten umher, als fehle ihm Jemand. Endlich erblickte er Emeyer'n und ſchien nun gefunden zu haben, was er ſuchte. Die Geſellſchaft war in der peinlichſten Verlegenheit: ſie mußte glauben, Emeyer's Anblick ſei dem hochverehrten Irmeyer widerwärtig, und nun ſchien es doch kaum möglich, jenen mit guter Manier zu entfernen. Wie aber war die ganze Geſellſchaft überraſcht und verwundert, als Regierungsrath Irmeyer, ſtatt durch Emeyer's Anblick verletzt zu ſein, auf ihn zuging, ihm freundſchaftlich die Hand drückte und einige Minuten lang ſich eifrig mit ihm unterhielt! Wer vermochte dieſes Räthſel zu löſen, über welches die Geſellſchaft ſich den Kopf zerbrach? — Erſt mehrere Tage nachher erfuhr Doctor Omeyer von dem Bedienten des Regierungsraths, mit dem er wegen Mittheilung von Neuigkeiten in Verbindung ſtand, daß Advokat Emeyer gleich am Tage nach jener Berathung über die Venus dem Regierungsrathe einen Beſuch gemacht und ihn von der Unſträflichkeit ſeiner politiſchen und ſonſtigen Geſinnungen überzeugt habe. Auch meinte der Bediente, daß Advokat Emeyer dem Regierungsrath ein Capital verſchafft habe, deſſen dieſer gerade benöthigt geweſen; indeſſen hatte über dieſen letzten Punkt der Bediente nichts Genaueres gewußt. Wenngleich nun dieſe Nachrichten das Benehmen des Regierungsrathes gegen den Advokaten einigermaßen zu erklären vermocht hätten, ſo erfuhr die Geſellſchaft dieſelben doch erſt ſpäter, und die Sache machte daher an jenem Tage und während des Diners den Mitgliedern des Clubbs viel zu ſchaffen. Nachdem Regierungsrath Irmeyer ſich ſo freundſchaftlich mit Advokat Emeyer unterhalten hatte, naheten ſich auch die anderen Mitglieder dieſem wieder, ein Jeder ging zu ihm heran und drückte ihm freundlich die Hand. Advokat Emeyer war über dieſes freundliche Empreſſement, mit welchem ſeine Freunde, die ſich noch eben ſcheu von ihm entfernt hatten, ihm jetzt ſich naheten, auf das freudigſte gerührt und ergriffen.

Das Diner ſelbſt war ſehr heiter und durch nichts geſtört. Der zweite, vom Präſidenten Hofrath Ameyer ausgebrachte Toaſt galt dem Wiederherſteller der Venus, dem allverehrten Regierungsrath Irmeyer. Ameyer ſagte, er glaube nur dem Gefühle, welches Alle beſeele, Worte zu geben, wenn er dieſe Geſundheit ausbringe. Allgemeiner Jubel begleitete dieſen Toaſt. Aber der Jubel ſteigerte ſich noch, als Irmeyer dankte und dann »das Wohlergehen und die fernere Blüthe des Kunſt-Clubbs« ausbrachte.

Als nach Tiſch die Stimmung der Geſellſchaft einen vaterländiſchen Charakter angenommen hatte, nahm Senator Hameyer den Lorbeerkranz, der die Venus ſchmückte, von ſeinem Platze und ſetzte ihn auf Irmeyer's Haupt, was allgemeinen Beifall fand. Nach einer Weile nahm Regierungsrath Irmeyer den Kranz von ſeinem Kopfe und ſetzte ihn dem Hofrath Ameyer, dem würdigen Präſidenten des Clubbs, auf, was wiederum allgemeinen Beifall fand. Hofrath Ameyer ſetzte den Kranz darauf dem Commerzienrath Bemeyer, dieſer dem Steuerrath Cemeyer, dieſer dem Aſſeſſor Demeyer auf, und ſo weiter und ſo weiter, unter immer erneuertem Beifall der Geſellſchaft, bis der Kranz ein jedes Haupt geſchmückt hatte.

Die Kunde von der Art und Weiſe, wie jene ſchwierige Aufgabe gelöſt worden, und von den Verhandlungen und Berathungen, die dieſerhalb im Kunſt-Clubb ſtattgefunden hatten, verbreitete ſich bald in ganz Flachſenfingen, und mußte natürlich dazu beitragen, das hohe Anſehen, deſſen der Kunſt-Clubb bereits genoß, noch bedeutend zu vermehren. Und ſo entfaltete ſich dieſer Clubb zu immer ſchönerer Blüthe, zu immer weiterer Anerkennung.

II.

Kindermährchen.

Kindermährchen.

Es war einmal ein kleiner Mäuſerich mit ſeiner Frau, der Maus. Das waren recht unglückliche Leute. Denn in demſelben Hauſe, wo ſie wohnten, hielt ſich auch ein großer garſtiger Kater auf; dem mußten der arme Mäuſerich und ſeine Frau tagtäglich ſechs junge Mäuschen liefern, die der Kater verzehrte, nämlich drei zum Frühſtück und drei zum Mittagsbrot. Ein rechtes Glück war es noch für die armen Mäuſe, daß der Kater Abends nicht zu Hauſe ſpeiſte; denn ſonſt hätten ſie ihm auch noch drei Mäuschen zum Abendeſſen liefern müſſen. Aber das war nicht nöthig. Denn wenn der Abend herankam, ſo putzte und leckte ſich der

Kater, und ſtrich ſich den garſtigen Schnauzbart, und ging aus, in Geſellſchaft, und machte den Katzen den Hof, und muſicirte mit ihnen. Deshalb brauchten ihm Abends keine Mäuſe geliefert zu werden. Und das war gut, denn der arme Mäuſerich und ſeine Frau wußten ohnedies ſchon nicht ein noch aus, daß ſie dem Kater täglich ſechs Junge liefern mußten, die er ohne viel Federleſens luſtig verſpeiſte, drei zum Frühſtück und drei zu Mittage. Eins — zwei — drei — waren die armen Mäuschen verſchluckt, und dann wiſchte Herr Kater ſich den Bart, und legte ſich hin und hielt Mittagsruhe. Mäuſerich und ſeine Frau, die Maus, jammerten und klagten gewaltig, wenn ſie dem böſen Kater ihre niedlichen Mäuschen zum Freſſen abliefern mußten, und ſie konnten gar nicht genug Junge anſchaffen, und gingen ganz dabei zu Grunde, ſowohl Mäuſerich der Mann, als Maus die Frau. — Und einſtmals, als ſie dem Kater wieder drei Mäuschen zum Mittagsbrot überbracht hatten, und nun zuſammenſaßen und bitterlich klagten, und über ihr Elend viel Thränen vergoſſen, da ſagte Maus, die Frau: »Mäuſerich, mein Mann! nicht länger können wir »es ertragen, daß wir dem grauſamen Kater täglich ſechs von unſeren Kindern liefern müſſen. »Ach! ich weine ſo Nacht als Tag über unſere »armen Kinder, die von dem Kater gefreſſen werden. Laß uns rathſchlagen, ob wir ſolchem Jammer nicht entgehen können!« — Worauf denn Mäuſerich erwiederte: »O, liebe Frau! wie geht »mir doch mein und dein Elend zu Herzen! wie »betrübt mich der Tod unſerer armen Kinder! »aber was können wir thun, um das zu ändern? »wo finden wir dazu Rath und Mittel?« — Da ſagte Maus, die Frau: »Ich freilich weiß »kein ſolches Mittel. Aber laß uns unſere Nachbaren und Freunde aufſuchen, und laß uns ſie »um Rath und Hülfe anſprechen, unſere Nachbaren, »den Hund, der dem Kater ohnedies gram iſt, »den Raben oben auf dem Dache, der guten Rathes und großer Weisheit voll iſt, und die gute

»Frau Henne unten im Hofe. Vielleicht weiß »einer von dieſen einen guten Rath und ein Mittel, wie wir unſere Kinder vor dem Rachen des »Katers retten!«

Dieſen Einfall ſeiner Frau billigte Mäuſerich, und alsbald begaben ſich beide auf den Weg, um ihre Nachbaren um Rath und Hülfe zu bitten. Zuerſt gingen ſie zur Frau Henne und trugen dieſer ihr Leiden vor, wie ſie täglich dem Kater ſechs Mäuschen zum Freſſen liefern müßten, und ſie baten die Henne, ihnen doch zu helfen und ihnen ein Mittel zu ſagen, wie ſie ſich und ihre Jungen ſolchem Unglücke entziehen möchten. Als nun Frau Henne dieſe traurige Geſchichte vernahm, und von den armen Mäuschen hörte, die dem grauſamen Kater zum Freſſen abgeliefert werden müßten, begann ſie bitterlich zu weinen, denn ſie war gar mitleidigen und weichherzigen Gemüthes. Und ſie beklagte das Schickſal der armen Eltern und der unglücklichen Kinder mit gar rührenden Worten, ſo daß Maus und Mäuſerich in Geſellſchaft mitweinen mußten. Als ſie nun alle drei eine Zeitlang geweint hatten, trockneten Maus und Mäuſerich ihre Thränen, und dankten der Henne für ihre Theilnahme, und baten ſie, ihnen nunmehr einen guten Rath zu geben, wie ihnen zu helfen ſei, und wie ſie ihre Kinder vor dem Kater retten möchten. Da begann die Henne von Neuem zu ſchluchzen und zu weinen und ſagte: »Euer Unglück geht mir ſehr zu Herzen; aber wie »euch zu helfen ſei, weiß ich nicht. Doch will ich »euch einen guten Rath geben: ertraget euer trauriges Geſchick in Geduld, Ungeduld macht es nur »ſchlimmer. Vielleicht bringt euch die Zeit Linderung eurer Leiden. Es iſt ja möglich, daß der »Kater krank wird oder ſtirbt.« — Da jammerten die Mäuſe und ſagten: »O, was würde uns »das helfen? Wenn der Kater krank wird, ſo »bleibt er Abends daheim, und dann müſſen wir »ihm unſere Jungen auch noch zum Abendbrot »liefern; und wenn er ſtirbt, ſo geht die Geſchichte mit ſeinem Sohne, dem jungen Kater,

»von vorne an.« — Darauf erwiederte Frau Henne: »Ja freilich, dann iſt euch nicht zu helfen! Aber es iſt doch gar zu traurig, daß ihr »eure lieben Kinder dem häßlichen Kater zum »Freſſen hingeben müßt! O, wie freue ich mich, »daß von mir dergleichen nicht gefordert wird! »das würde mir das Herz brechen! O, wie bin »ich doch ſo glücklich! Meine Kinder werden »zwar auch verſpeiſet, aber doch immer nur gebraten! Bedenkt einmal, welche Ehre das iſt: »meine Kinder werden gebraten! O, ich bin eine »glückliche Mutter!« — Und nun wurde die Henne wiederum zu Thränen gerührt über ihr eigenes Glück. Da ſahen die Mäuſe, daß ſie hier nicht Rath noch Hülfe fänden, und dankten deshalb der Henne für ihre Theilnahme, und gingen davon zum Hofhund.

Der Hund lag in der Sonne und ſchnappte nach den Fliegen, die ihn umſummten. Die Mäuſe naheten ſich ihm und machten einen gar ſchönen Kratzfuß, und trugen ihm ihr Leiden und ihre Bitte vor. Der Hund aber war nicht ſo weichen Gemüthes wie die Henne, und als die Mäuſe ihm ihr Anliegen geſagt hatten, erwiederte er ganz barſch und kurz: »Wie? ſechs Mäuſe müßt »ihr täglich dem ſchlechten Kerl von Kater liefern? »ſechs Mäuſe? das iſt ja ein Schuft der Kerl »und ein ungeheurer Freſſer! Aber warum thut »ihr es? iſt es doch eure eigene Schuld! kommt »der Kater wohl zu mir und verlangt, daß »ich ihm meine Jungen zum Fraß gebe?« — Da ſagte der Mäuſerich: »Ei, ihr ſeid aber auch »ein Hund, und wir ſind Mäuſe!« — Worauf der Hund verſetzte: »Ja, das iſt es eben; warum »ſeid ihr Mäuſe? das eben iſt euer Fehler!« — Und das Alles ſagte der Hund in ſo grobem Tone, daß die armen Mäuſe ganz betrübt wegſchlichen, gar wenig erbauet von dem Troſte und dem Rathe, den ſie beim Hunde gefunden. Und Mäuſerich ſagte: »Das iſt ein grober Hund! Wehe »uns Armen! uns iſt nicht zu helfen! und beim »Raben wird es uns nicht beſſer gehen, als bei

»Hund und Henne.« »Vielleicht doch!« ſagte die Maus, »laß uns ihn nur aufſuchen; er ſoll »ein gar geſchickter Anwalt und Rathgeber ſein.«

Die Mäuſe ſtiegen alſo auf das Dach, um den Raben zu ſuchen. Der ſaß oben auf des Daches Rücken und hielt die lange Naſe in den Wind, ob er irgendwo etwas röche, von dem er zehren könne. Und die Mäuſe traten vor ihn mit vielen Reverenzen, trugen ihm ihr Leiden vor und baten ihn um Rath, wie ihnen und ihren Kindern doch zu helfen ſei vor dem Kater. Als der Rabe die Sache vernommen, lachte er und ſagte: »Mein Freund Kater iſt nicht dumm! junge »Mäuſe ſind eine leckere Speiſe und ſchmecken »gut ſo zum Frühſtück wie zum Mittagsbrot.« Von ſolcher Rede des Raben traten den Mäuſen die Thränen in die Augen, der Rabe aber ſprach weiter: »Seid getroſt, ich will euch mit gutem »Rathe beiſtehen. Aber ich kann es nicht unent»geltlich thun, ihr müßt mir meinen guten Rath »bezahlen.« Da ſagte Mäuſerich: »Verlanget nur: wenn wir unſere Kinder retten, ſo iſt uns nichts zu theuer.« — Der Rabe ſchneuzte ſich und ſprach: »Nun — wie ich euch ſage: junge Mäuſe ſind meine Lieblingsſpeiſe. Ihr ſollt mir meinen Rath mit einem Dutzend Mäuschen bezahlen!« Als Mäuſerich und Maus dieſe Rede des Raben vernahmen, fingen ſie großes Jammern an und die Maus ſagte: »Lieber Herr! wie wollt ihr alſo mit uns armen Leuten reden? wir bitten euch um Rath, wie wir unſere Kinder vor dem Kater zu retten vermöchten, und nun verlanget ihr ſelbſt nach unſeren Kindern!« — Meiſter Rabe aber entgegnete: »Ich habe euch nicht geheißen zu mir zu kommen: wer aber zu mir kommt und begehrt guten Rath, der zahle auch für den Rath. Das iſt Gebrauch und Recht.« — Da ſagte Mäuſerich: »Wohlan, laßt uns euern Rath hören, damit wir ſehen ob er auch gut ſei und des Lohnes werth. Erweiſet er ſich nützlich und hülfreich, ſo wollen wir euch gern einige Mäuschen zum Lohne geben. Denn es iſt beſſer, wir opfern noch einige unſerer Kinder, um die übrigen zu retten, als daß wir fort und fort den Kater füttern. So ſagt uns denn euern Rath!« Auf dieſe Rede erwiederte der Rabe: »Mit nichten, Freund Mäuſerich! ſo iſt das Laken nicht geſchoren! wenn ihr meinen guten Rath vernommen habt, ſo möchte ich dem Lohne wohl vergebens nachſehen. Zahlt mir den Lohn im Voraus, ſo ſoll euch mein Rath nicht fehlen.« — Da ſteckten die Mäuſe die Köpfe zuſammen und beriethen ſich mit einander, was ſie thun ſollten, um des guten Rathes theilhaftig zu werden, und ſie begannen darauf mit dem Raben zu handeln, und wurden endlich eins mit ihm, daß ſie ihm wollten drei Mäuschen voraus geben, und daß der Rabe ihnen dann ſollte ſeinen Rath ſagen. Erwieſe der Rath ſich hülfreich, ſo ſolle der Rabe noch drei Mäuschen zum Lohne erhalten. Deß wurden ſie eins mit dem Raben, und holten dann ſofort, obzwar ſchweren Herzens, doch guter Hoffnung voll, drei Mäuschen herbei. Die verſpeiſte der Rabe und ſprach dann: »Nun ſagt »mir genau an und beſinnet euch wohl: habt ihr »dem Kater ſtets und von jeher die ſechs Mäuſe »geliefert? hat er deren niemals mehr, niemals »weniger gefreſſen? beſinnt euch genau auf alle »Umſtände, denn davon hängt die Rettung eurer »Kinder ab.« — Da antwortete Mäuſerich: »Deſſen brauchen wir uns nicht lange zu beſinnen. »Im vorigen Frühling war der Kater in eine Falle »gerathen, und hatte zwar ſich losgemacht, doch »dabei das eine Bein ſo verwundet, daß er mehrere Tage lang nicht vom Flecke konnte. Da »blieb er denn Abends daheim und wir mußten »ihm auch Abends drei Mäuschen zum Nachteſſen »liefern.« — »So, ſo,« ſprach Meiſter Rabe und legte den Finger an die lange Naſe, — »dachte »ich es mir doch! Sagt mir aber: wieviel Tage »blieb der Kater wohl zu Hauſe, wie oft alſo »mußtet ihr ihm drei Mäuschen zum Nachteſſen »liefern?« — »Das mag ſchier eine Woche lang »gedauert haben,« erwiederte die Maus, »leichtlich

»auch einen Tag mehr.« — »Hm, hm,« ſprach der Rabe, »das iſt es! Hier haben wir den Hebel anzuſetzen! Nun vernehmt, was ihr thun müßt.« — Die Mäuſe ſpitzten erwartungsvoll die Ohren, um keines von des Raben Worten zu verlieren. Dieſer ſprach: »Ihr müßt den Kater verklagen, daß er euch diejenigen Mäuschen zurückgebe, welche er damals, wo er krank lag und Abends daheim bleiben mußte, zum Nachteſſen verzehrt hat.« — Da ſagte die Maus: »Aber die ſind ja todt und aufgefreſſen; wie kann er uns die zurückgeben und wiedererſtatten?« — Der Rabe erwiederte: »Das iſt auch keinesweges die Abſicht, ſondern ihr müßt die Sache nur auf ſolche Weiſe einleiten. Auf jene Mäuschen, die er zum Nachteſſen verſpeiſt, hatte der Kater offenbar keinerlei Recht noch Anſpruch: behauptet er das dennoch gegen eure Klage, ſo muß er es beweiſen. Das aber wird ihm nicht gelingen, und dann möchte gar leicht ſein ganzes Recht, eure Kinder zu freſſen, in Zweifel gezogen werden können. Wenigſtens aber erlangt ihr einen Anſpruch gegen ihn, den er nicht erfüllen kann, nämlich auf Wiedererſtattung jener zum Nachteſſen verſpeiſten Mäuschen.« — Da ſagte Mäuſerich: »Der Anſchlag iſt uns zu hoch und zu ſchwer! wäre es denn nicht beſſer, wir verklagten den Kater darauf, daß er uns nicht ferner die Mäuschen auffreſſe?« — Meiſter Rabe entgegnete: »Solches geht nicht an: Frühſtück und Mittageſſen werdet ihr ihm nicht wohl weigern können, ſondern für's erſte auch ferner noch liefern müſſen, denn der Kater iſt einmal im Beſitz. Aber demnächſt, wenn der Kater erſt zur Wiedererſtattung jener Mäuschen verurtheilt worden, die er widerrechtlich zum Nachteſſen verſpeiſt hat, dann weigert ihr euch ihm ferner Frühſtück und Mittageſſen zu liefern, bis er euch jene Mäuschen erſetzt habe. Das kann er nimmermehr, und ſolcher Weiſe kommt ihr von eurer Pflicht los. Bis dahin aber, daß der Kater zur Wiedererſtattung jener Mäuschen, die er zur Nacht gegeſſen, verurtheilt worden,

»bis dahin werdet ihr ihm wohl Frühſtück und »Mittagsbrot wie bisher liefern müſſen.« — Da begann Frau Maus zu jammern: »Weh uns, »wenn das euer Rath iſt, den wir ſo theuer bezahlt haben! Wir ſollen vom Kater die Mäuschen verlangen, die er zum Nachteſſen verzehrt »hat, und ſollen ihm deren doch täglich neue zum »Frühſtück und Mittageſſen liefern! Wehe uns Armen! ihr habt uns mit eurem Rath betrogen!« — Meiſter Rabe erwiederte auf dieſe Rede der Maus: »Ihr ſeid ungebildete Leute und verſteht nichts »von den Rechten. Es iſt alſo, wie ich euch ſage, »und dieſes das einzige Mittel, durch das euch »geholfen werden kann.« Da fragte Mäuſerich: »So ſagt uns denn, bei welchem Richter ſollen »wir den Kater verklagen?« worauf Meiſter Rabe entgegnete: »Des Katers Richter iſt der Menſch, »der Herr des Hauſes; bei dieſem müßt ihr eure »Klage verbringen.« — Als Mäuſerich das vernahm, jammerte er und ſprach: »O weh! wie »wird der Hausherr uns gegen den Kater helfen?

»ſolches wird er nimmermehr thun, denn er iſt »dem Kater hold und zugethan und uns arme »Mäuſe haſſet und verfolget er. Wahrlich! das »würde uns ſchlecht nützen, wenn wir beim Menſchen Hülfe gegen den Kater ſuchen wollten!« — Aergerlich erwiederte der Rabe: »Aber bei wem »ſonſt wollt ihr den Kater verklagen als eben beim »Menſchen? Das iſt ja des Katers Herr und »Richter; und es würde gar ſchimpflich vom Menſchen ſein, wollte er aus Freundſchaft und wider »das Recht dem Kater beiſtehen.« Mäuſerich ſagte: »Dennoch iſt es alſo, und es wird den »Hausherrn wenig kümmern, ob er gegen uns »arme Mäuſe ſchimpflich handelt. Nimmer würde »er den Kater hindern, auch wenn dieſer all unſere »Kinder fräße und uns ſelbſt dazu.« Da zuckte Meiſter Rabe die Achſeln und ſprach: »Ihr habt »aber kein anderes Mittel als das, welches ich »euch ſage.« — Und die Maus begann zu jammern: »Ihr habt uns betrogen mit eurem Rath! »Ihr heißt uns den Kater beim Hausherrn verklagen, der nur dem Kater, nicht aber uns beiſtehen wird! ihr heißt uns den Kater auf Wiedererſtattung der zum Nachteſſen verzehrten Mäuschen verklagen, und heißt uns doch, ihm ferner Mäuschen zum Frühſtück und Mittageſſen zu bringen! O wie iſt doch euer Rath ſo ſchlecht und euer Anſchlag ſo unwirkſam!« — Da wurde der Rabe verdrießlich und erwiederte barſch und grob: »Undankbar ſeid ihr und dumm, daß ihr alſo meinen Rath verachtet, der ſo wohl begründet iſt in den Rechten! Geht denn und laßt mich in Ruhe! geht und laßt euch freſſen mitſammt euren Kindern!« — Da ſchlichen die armen Mäuſe ganz betrübt davon.

Als ſie nun in ihrem Mausloch angekommen waren, weinten ſie bitterlich und ſprachen: »O wir Unglücklichen! ſo kann uns denn Niemand helfen! weder die Henne, noch der Hund, noch der Rabe! o wir Armen!« — Als ſie nun alſo ſaßen und ihr großes Leid beklagten, erwachte davon eines von ihren Kindern, ein gar zierliches

Mäuschen. Das ſpitzte die zarten Ohren und öffnete die feinen Augen, und als es Vater und Mutter alſo bitterlich weinen ſah, ſprang es auf und ſprach: »Herzliebe Eltern! was iſt's, das euch alſo betrübet? ſaget mir an euer Leid!« — Da offenbarten ihm die Eltern ihren großen Jammer, wie ſie all ihre Kinder dem Kater zum Freſſen bringen müßten und wie ſie vergebens deshalb Hülfe und Rath geſucht bei Freunden und Nachbaren. Als das Mäuschen das vernahm, ward es ganz nachdenkend und fragte dann: »Aber ſagt mir an, liebe Eltern, weshalb denn müßt ihr dem Kater eure Kinder zum Fraß darbringen?« Der Mausvater erwiederte: »Mein theures Kind! wir müſſen das thun, weil der Kater es alſo haben will.« — Weiter fragte das Mäuschen: »Warum denn weigert ihr euch nicht, des Katers Befehle zu thun?« Der Vater entgegnete: »Mein Kind! das verſtehſt du nicht!« — worauf Mäuschen erwiederte: »Ei nun! ſo erklärt es mir!« Die Mutter aber ſprach: »Mein Kind! wir wagen es nicht, uns des Katers Befehlen zu widerſetzen.« — Und ſo fragte das Mäuschen noch Manches über die Sache, und die Alten gaben ihm Beſcheid, und endlich ſagte das Mäuschen: »Morgen früh, wenn ihr dem Kater drei Mäuschen zum Frühſtück liefern müßt, ſo thut das nicht, ſondern laßt mich allein hingehen.« Da begannen die Alten von Neuem zu jammern, und wollten das nicht zugeben, denn dieſes war gerade ihr liebſtes Kind. Aber das Mäuschen beſtand auf ſeinem Vorhaben und ließ ſich durch keine Bitten und Vorſtellungen der Eltern davon abbringen. — »Was kann mir Schlimmeres geſchehen, als daß mich der Kater frißt?« fragte das Mäuschen. »Und wenn er mich frißt, geſchieht mir ja doch nur, wie meinen Brüdern und Schweſtern geſchehen iſt, und bin ich ja doch um nichts beſſer als ſie.«

Da nun der Morgen herankam, wo die Mäuſe dem Kater drei ihrer Jungen hätten zum Frühſtück liefern müſſen, zog das Mäuschen getroſten Muthes zur Wohnung des Katers, nachdem es ſich vorher bei den Eltern genau erkundigt über des Katers Natur und Gewohnheit. Die Eltern gaben ihm das Geleite und nahmen unter vielen Thränen Abſchied von ihm. — Das Mäuschen nun trat leiſen und vorſichtigen Schrittes zum Kater ein, und ſah ſich überall um, damit es im Nothfall die Ausgänge wüßte und wo ein Schlupfloch zu finden. Als das Mäuschen aber den Kater zuerſt erblickte, füllte ſich ſein Herz mit Angſt und Schrecken, bald jedoch faßte es ſich wieder und ſah feſten Auges den Kater an. Der Kater war wohl ſpät in der Nacht zu Haus gekommen, denn er lag noch in tiefem Schlafe. So konnte klein Mäuschen ihn ungeſtört betrachten. O welch ein greuliches Geſchöpf war doch der Kater! Er war über die Maßen groß und ſtark, und ſein glänzendes Fell war braun und grau gefleckt. So lag er in ſich zuſammengekrümmt und ſchlief. Als das Mäuschen ihn eine Weile betrachtet hatte, wachte der Kater auf. Da öffnete er ein Paar große feurige Augen und dehnte und reckte die Glieder und ſtand auf und machte einen ungeheuern Buckel und gähnte, und dann legte er ſich wieder hin und reckte die ſcharfen Krallen aus und rollte den langen Schweif. Als das Mäuschen die ſpitzigen Krallen ſah und den mächtigen Rachen mit der ſcharfen Zunge und den vielen Zähnen, da begann es von Neuem zu zittern. Der Kater aber ſchloß die Augen und ſchickte ſich an weiter zu ſchlafen. Da faßte das Mäuschen ſich ein Herz und trat vorſichtig näher, und machte einen zierlichen Reverenz und ſprach mit zarter Stimme: »Großmächtigſter Herr Kater!« Als nun der Kater des Mäuschens anſichtig ward, glaubte er, es ſei eins von den Mäuschen, die ihm zum Morgenbrot beſtimmt, und richtete ſich auf, um ſein Frühſtück zu verzehren. Das Mäuschen aber ſprach zum zweitenmale: »Großmächtigſter Herr Kater!« — Der Kater, der nur ein Mäuschen ſah, ſtatt ihrer drei, wie er erwartete, ſprach unwirſch: »Was iſt das? was ſoll das? nur eine Maus

»ſtatt ihrer drei? ſoll ich etwa auf mein Frühſtück »warten? Das will ich nicht hoffen.« — »Allerdings, großmächtigſter Herr Kater!« erwiederte das Mäuschen, — »allerdings werdet ihr ſo heute wie auch fernerhin auf euer Frühſtück ſowohl, als »auf euer Mittagsmahl vergebens warten.« — Der Kater ſpitzte die Ohren und machte große Augen, als er das hörte, und ſprach: »Was ſollen »die müſſigen Reden? — komm näher, daß ich »dich freſſe.« — Das Mäuschen aber kam nicht näher, ſondern ging im Gegentheil noch zurück bis an ein Schlupflöchlein, das es ſich vorher ſchon auserſehen, und dann ſagte es: »Ich bin »ein Bruder der Mäuschen, die ihr früher gefreſſen habt; ich aber wünſche nicht gefreſſen zu werden und werde deshalb auch nicht näher kommen.« — »Du willſt nicht gefreſſen werden?« ſprach zornig der Kater. »Was muß ich hören? »was ſind das für aufrühreriſche Redensarten?« — Dem Mäuschen aber entfiel ob des Katers Zorn keinesweges der Muth, ſondern feſten Sinnes ſprach es: »Gewiß, Herr Kater! ich will nicht gefreſſen werden: und von nun an werden euch meine Eltern weder Frühſtück noch Mittagsbrot liefern.« — — »Du biſt ein frecher Burſch!« ſprach der Kater, »und verdienteſt, daß ich dich nachdrücklich beſtrafte. Aber ich will großmüthig ſein, und dir diesmal noch verzeihen, wenn du hinführo dich beſſer erweiſeſt.« — Als der Kater dieſe Worte geſprochen hatte, that er plötzlich einen mächtigen Sprung auf das Mäuschen zu; dieſes aber war auf ſeiner Hut, und ehe noch der Kater ſeinen Sprung ausgeführt hatte, ſaß es im ſicheren Schlupfwinkel. Von dort aus ſprach es: »Ihr mühet euch vergebens, Herr Kater! ihr fangt mich nicht und freßt mich nicht. Laßt euch überhaupt euer Gelüſt auf Mäuſe vergehen!« — Der Kater, da er ſah, daß ſein Sprung mißlungen, ging wieder an ſeinen Platz zurück und ſagte: »Komm nur wieder heraus, ich will dir nichts thun!« — Das Mäuschen aber trauete ihm nicht und erwiederte: »Nein, Herr Kater, ich bin hier ganz wohl »aufgehoben.« Darauf ſprach der Kater mit ſchmeichelnder Stimme: »Mein Kind, du biſt verführt worden, daß du alſo redeſt; und auch deine »guten Eltern ſind verleitet worden von Verführern und ſchlechten Leuten, die ſie aufgehetzt haben, daß ſie alſo ſich weigern, ihre Pflicht und »Schuldigkeit zu erfüllen. Vermuthlich hat euch »der Rabe aufgehetzt, der nur ſeinen eigenen Vortheil ſuchet, oder mein alter Feind, der Hund.« — Das Mäuschen erwiederte: »Ihr irret, Herr »Kater, wir ſind nicht verleitet noch aufgehetzt »worden; es iſt unſer freier Entſchluß. Und keinesweges iſt es unſere Pflicht und Schuldigkeit, »uns von euch freſſen zu laſſen.« — »Allerdings!« entgegnete der Kater, »iſt es eure Pflicht, euch »freſſen zu laſſen, wie es mein Recht iſt, euch zu »freſſen. Seit Jahrhunderten haben meine Vorfahren Mäuſe gefreſſen, alſo iſt mein Recht »wohlbegründet, und ihr ſeid ſchuldig, euch von »mir freſſen zu laſſen.« — »Mit nichten, Herr

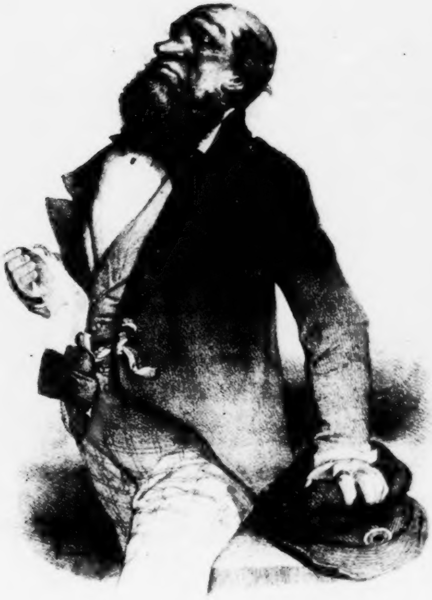
»Kater!« ſprach das Mäuschen, — »wenn unſere
»Vorfahren ſich von den euren freſſen ließen, ſo
»wollen wir jetzt klüger ſein.« — Der Kater
entgegnete: »Ihr ſeid dummes, ungelehrtes Volk,
»und ſehet nicht ein, daß es nur zu eurem eigenem
»Wohle iſt, was ich für euch thue. Ihr
»verſtehet euer eigenes Beſtes nicht!« — »Nein,
»Herr Kater!« ſprach das Mäuslein, — »das
»vermögen wir wirklich nicht einzuſehen, was es
»uns frommen könne, daß ihr uns freßt! Lebt
»wohl, und ſehet euch von nun an anderwärts
»nach Speiſe um!« — Der Kater ſagte: »Ihr ſeid
»ein undankbares Geſchlecht! So Tag als Nacht
»quäle ich mich mit Sorgen um eure Wohlfahrt,
»und nun behandelt ihr mich ſo pflichtvergeſſener
»Weiſe! Wie habe ich das um euch verdient?«
— »Ei nun!« erwiederte das Mäuschen, —
»deſto beſſer alſo für euch, wenn wir euch jetzt
»dieſe Mühe abnehmen und ſelbſt für unſere Wohlfahrt
»ſorgen wollen. Lebt wohl, und gedenket
»unſer.« — Da nun der Kater ſahe, daß es

Ernſt ſei, dachte er, es ſei wohl beſſer, andere Saiten aufzuziehen. Deshalb ſprach er: »Mein »Freund! laß uns vernünftig über die Sache reden: wir wollen uns in Frieden vertragen und »einen Vergleich ſchließen. Ich will ja nur euer »Wohl und euer Beſtes, und gern bin ich daher, »ſo ihr es wünſchet, bereit, einen Theil meiner »wohlbegründeten Rechte aufzugeben. Ich will »mich von nun an mit drei Mäuschen den Tag »über ſtatt mit ſechſen begnügen, das iſt doch »wahrlich ein großes Opfer, welches ich euren »Wünſchen bringe.« — »Nein, Herr!« ſagte das Mäuschen; »ihr bekommt auch kein einziges »mehr. Lebt wohl!« — Da ward der Kater gar zornig, und prubſtete und fauchte und ſchnaubte: »Rebelliſches Geſindel! ſo ziehe ich »denn meine Hand von euch ab! geht hin, und »ſeht zu, wie ihr ohne mich fertig werdet!« — »Lebt wohl, Herr Kater!« kicherte das Mäuschen in ſeinem Schlupfloch, und lief davon.

Daheim ſagte es ſeinen Eltern die frohe Mähr an. Die waren in großer Angſt und Sorge um ihr Kind geweſen: als ſie es aber friſch und geſund zurückkommen ſahen, und hörten, wie es ihm mit dem Kater ergangen, waren ſie hoch vergnügt und tanzten vor Freude, daß ſie ſo von dem garſtigen Kater freigekommen.

Seit dieſer Zeit muß der Kater, wenn er Mäuſe freſſen will, ſehen, daß er deren fängt.

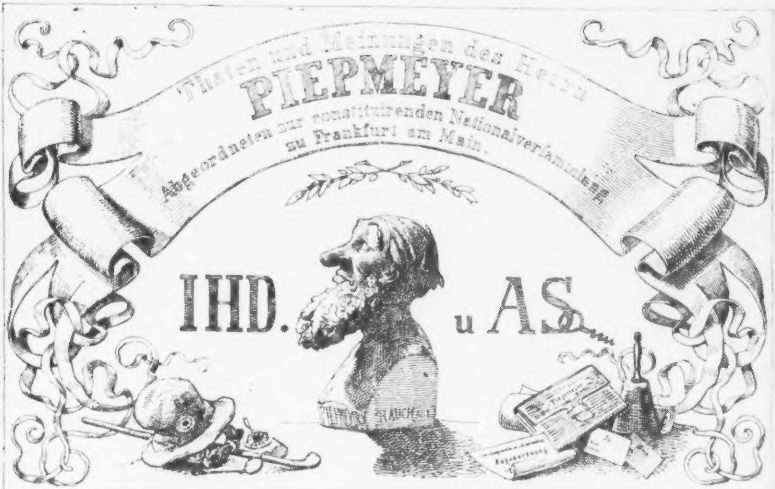
Dieſe Fabel lehrt, daß ſo leicht Niemand gefreſſen wird, der ſich nicht freſſen laſſen will.



Jetzt zu Deutschlands Einheit!

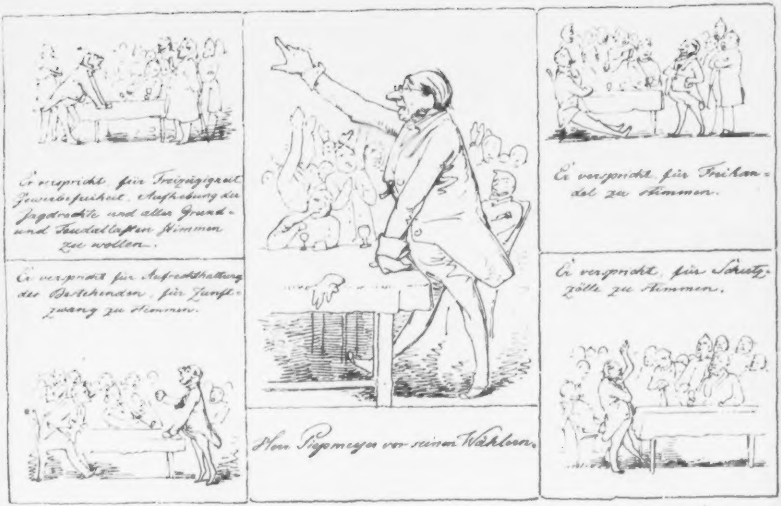
Piepmeyer

[illegible]


Thaten und Meinungen des Herrn
PIEPMEYER
Abgeordneten zur constituirenden Nationalverſammlung
zu Frankfurt am Main.
IHD. u AS.
RAUCH

Frankfurt a/M. Carl Jügel's Verlag.

p. 1.



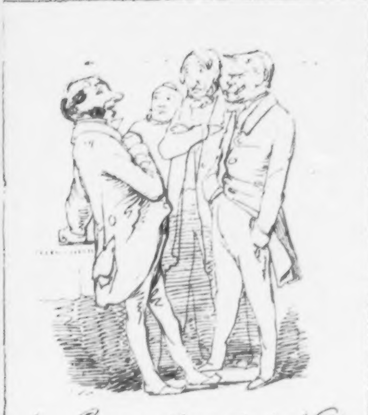
Herr Piepmeyer vor seinen Wählern.

Er verspricht, für Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Aufhebung der Jagdrechte und aller Grund- und Feudallasten stimmen zu wollen.

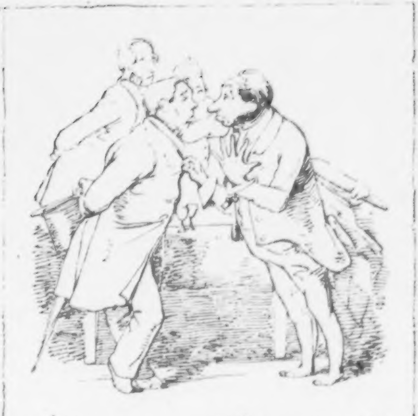
Er verspricht für Aufrechthaltung des Bestehenden, für Zunftzwang zu stimmen.

Er verspricht, für Freihandel zu stimmen.

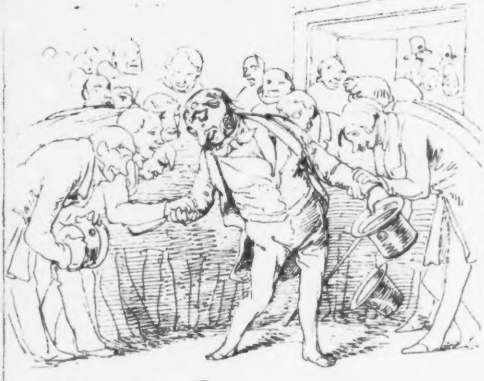
Er verspricht, für Schutzzölle zu stimmen.



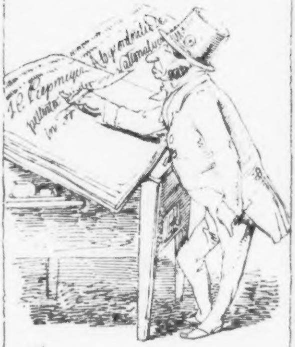
Herr Piepmeyer überzeugt seine Wähler von der Stärke seiner konſtitutionell-monarchiſchen Gesinnung.



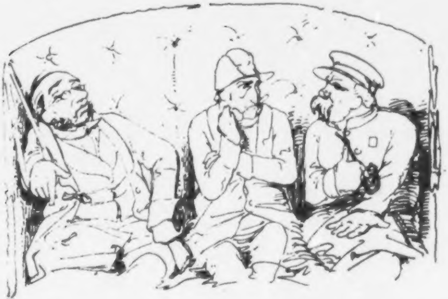
Er überzeugt seine Wähler von der Reinheit und Kraft seiner republikaniſchen Gesinnung.



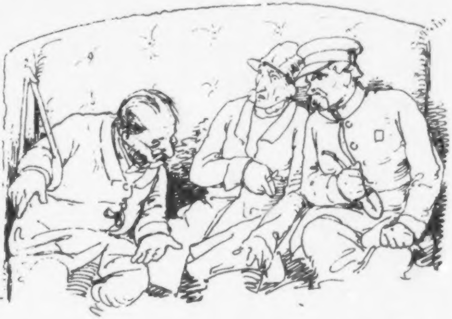
Nachdem Herr Piepmeyer einstimmig gewählt worden, nimmt er von seinen Wählern Abschied.


J. C. Piepmeyer
Abgeordneter

Er schreibt sich unterwegs in das Fremdenbuch ein.

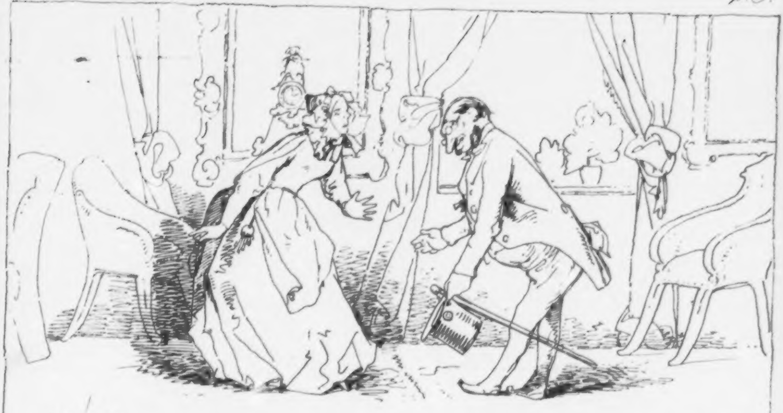


Er hört unterwegs die politischen Gespräche der Reisenden mit stiller Verachtung zu;

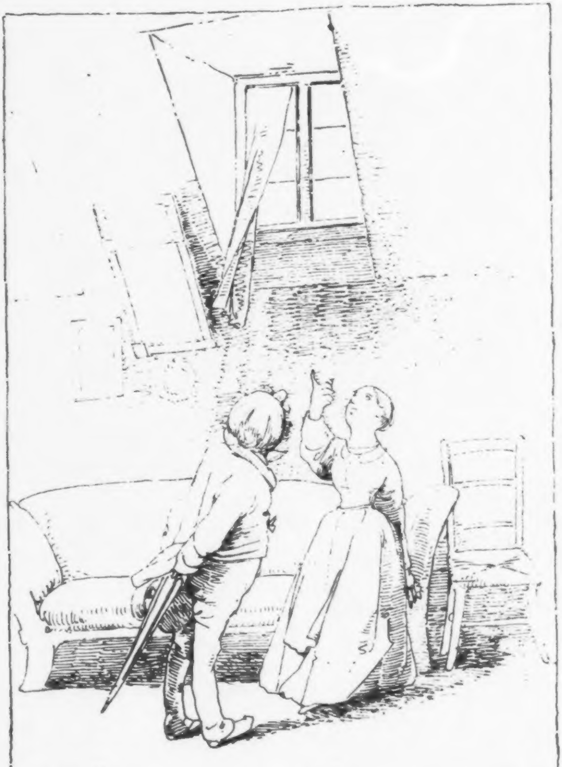


Mischt sich aber späterhin in das Gespräch, und giebt sich zu erkennen.

N. 9.

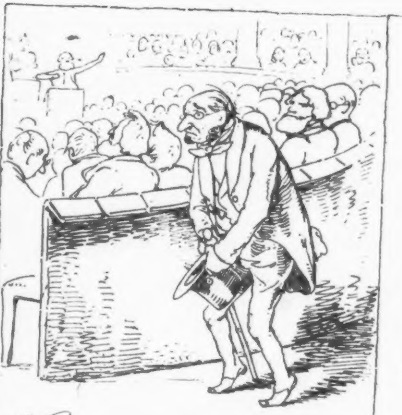


Herr Piepmeyer sucht eine Wohnung, er findet eine solche, aber den Preis von 200 fl. per Monat zu hoch.

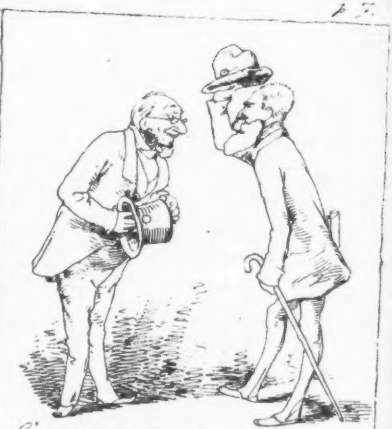


H. Piepmeyer sieht eine Wohnung. und nimmt
dieselbe wegen der ihm angerühmten schönen
Aussicht.

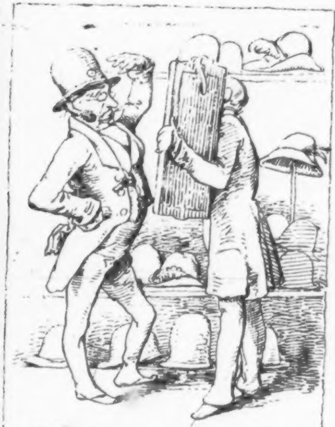
p. 7.



Hr. Piepmeyer, zum ersten Male in der Paulskirche, ist ungewiß, ob er auf der Rechten oder Linken Platz nehmen soll.

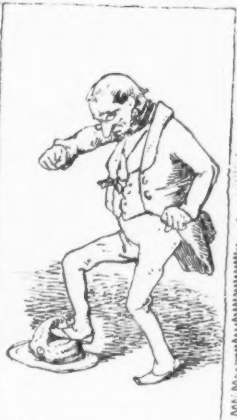


Er macht die Bekanntschaft eines Journalisten, der ihn über Manches ins Klare bringt.



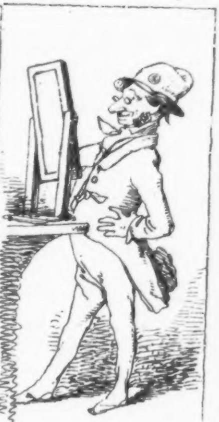
Hr. Piepmeyer paßt sein Costüm seiner neuen Stellung an; : er kauft sich einen Parlamentshut.

p 5



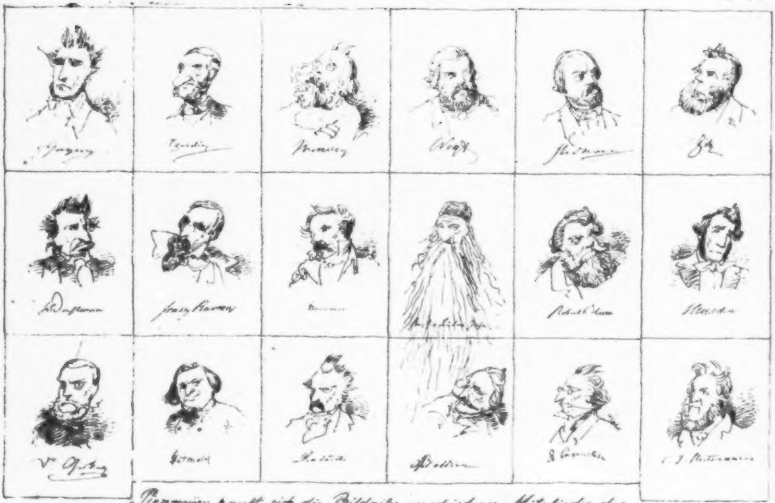
Er giebt demselben die nöthige parlamentarische Form.

p 8.



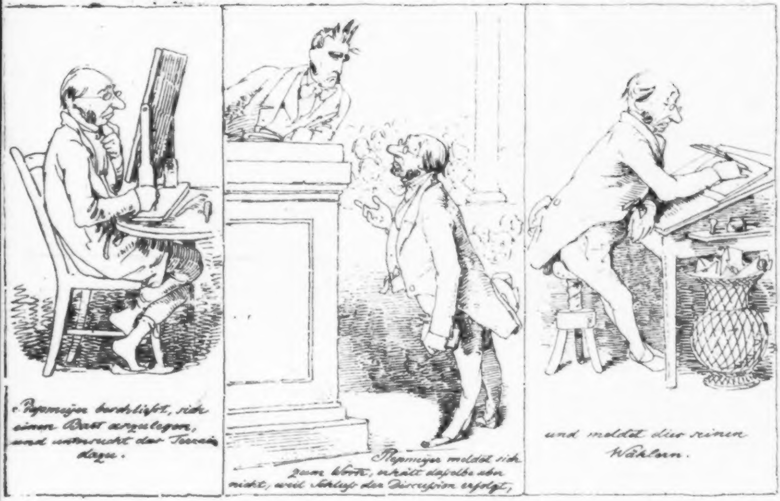
und überzeugt sich von dem Gelingen seiner desfalls aufgewandten Mühe.

P. 9.


Vogt
Franz Raveaux
Robert Blum
Detmold

Piepmeyer kauft sich die Bildniſſe verſchiedener Mitglieder des Parlaments.

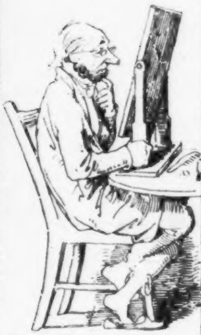
№ 11.



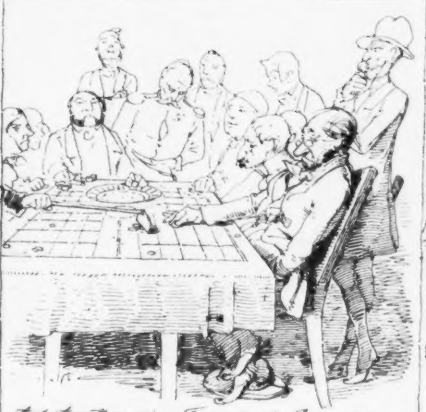
c. Piepmeyer beschließt, sich einen Bart anzulegen, und untersucht das Terrain dazu.

Piepmeyer meldet sich zum Wort, erhält dasselbe aber nicht, weil Schluß der Discussion erfolgt,

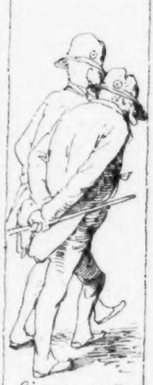
und meldet dies seinen Wählern.



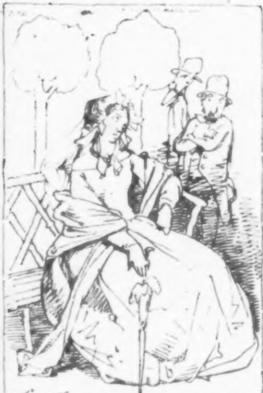
Der Bart kommt zu Tage
Aller Anfang ist
schwer!



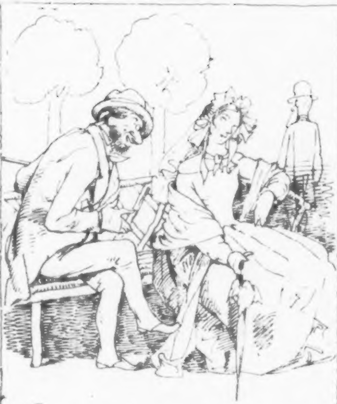
Auf Anrathen seines Freundes, des Journalisten, macht Piepmeyer einen Ausflug nach Homburg, und versucht sein Glück im Spiel.



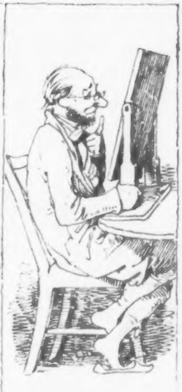
Er hat sein Geld
verspielt, und
bewundert nun
die schöne Gegend.



Sein Freund, der Journalist, macht ihn in Homburg auf eine unbekannte Dame aufmerksam, die wohl eine russische Fürstin, und gar die Fürstin Lieven sein könnte.

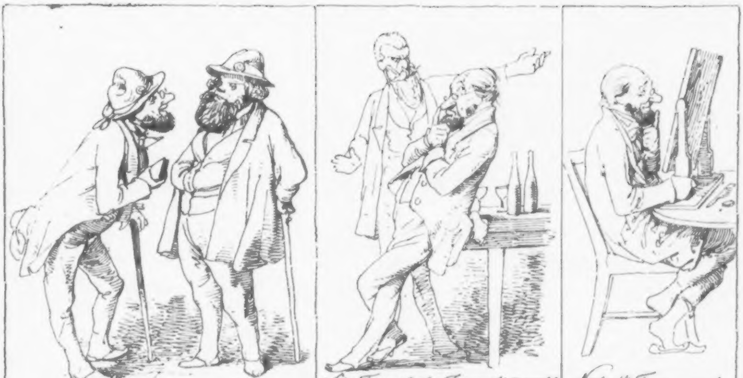


Piepmeyer geräth in ein Gespräch mit dieser Dame, ist aber, weil er in ihr die Fürstinn Lieven vermuthet, mit seinen politischen Ansichten anfangs sehr zurückhaltend.



Seine Pläne reifen immer mehr!

p. 13

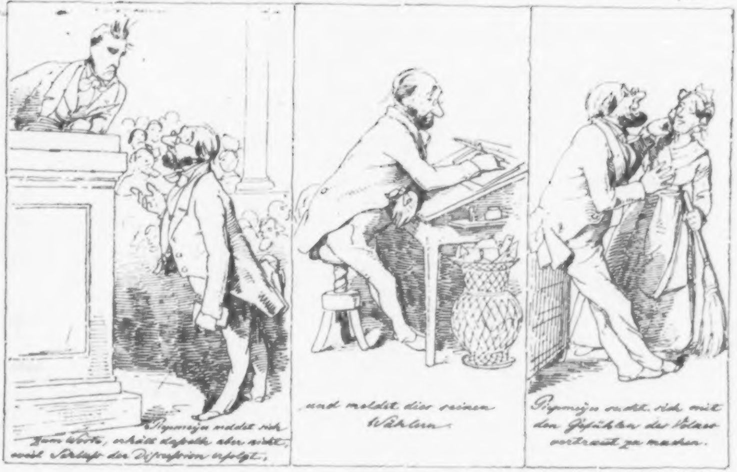


Piepmeÿer überreicht dem Abgeordneten für Leipzig sein Stammbuch; dieser schreibt ihm den Vers hinein: Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!

Sein Freund, der Journalist macht ihn darauf aufmerksam, daß es noch stets an einem eigentlichen ausschließlichen National-Getränke für Deutschland fehle. Piepmeÿer fühlt sich von einer großen politischen Idee erfaßt.

Noch 14 Tage, — und ich sehe grade aus, wie der Abgeordnete von Leitmeritz!

p. 14.

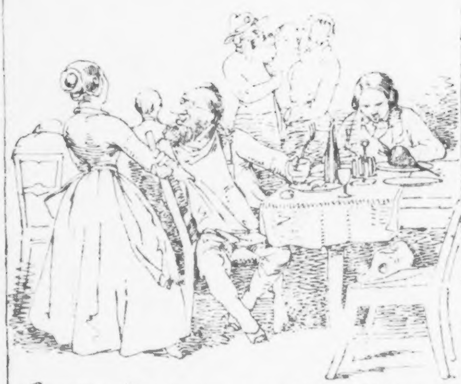


Piepmeyer meldet sich zum Worte, erhält daſſelbe aber nicht, weil Schluß der Diſcuſſion erfolgt,

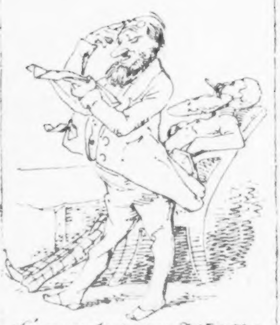
und meldet dies seinen Wählern.

Piepmeyer sucht sich mit den Gefühlen des Volkes vertraut zu machen.

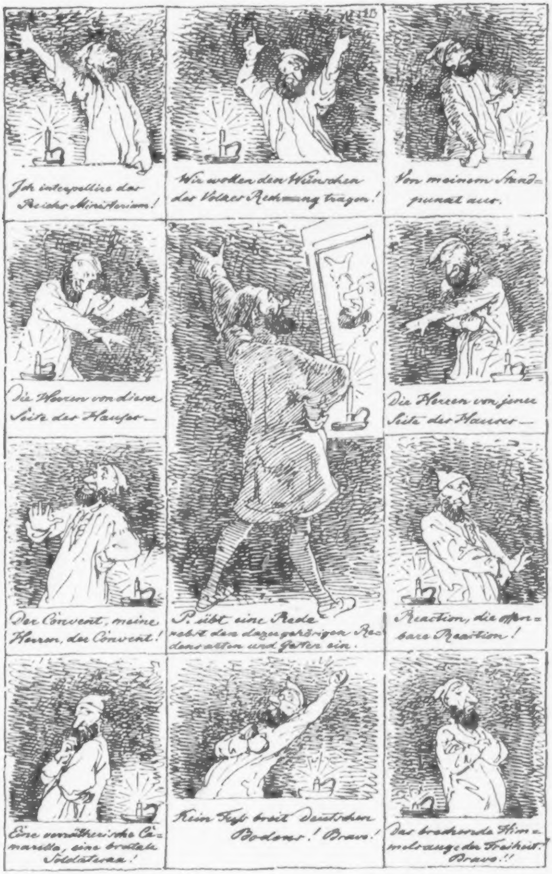
p. 15



Piepmeyer's Votum bei einer namentlichen Abstimmung
in der National-Versammlung

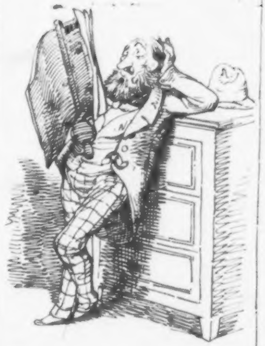


Piepmeyer liest einen Zeitungs=
Artikel worin sein Freund, der
Journalist die sich an Piepmeyer's
Eintritt ins Parlament knüpfenden
Hoffnungen für Deutschlands Zukunft
schildert.

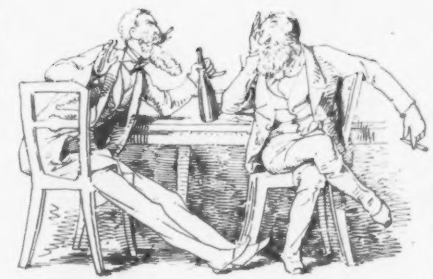

Ich interpellire das Reichs-Ministerium!
Wir wollen den Wünschen des Volkes Rechnung tragen!
Von meinem Standpunkt aus.
Die Herren von dieser Seite des Hauses —
P. übt eine Rede nebst den dazugehörigen Redensarten und Gesten ein.
Die Herren von jener Seite des Hauses —
Der Convent, meine Herren, der Convent!
Reaction, die offenbare Reaction!
Eine verrätherische Camarilla, eine brutale Soldateska!
Kein Fuß breit deutschen Bodens! Bravo!
Das brechende Himmelsauge der Freiheit! Bravo!!

p. 16.

p. 15.

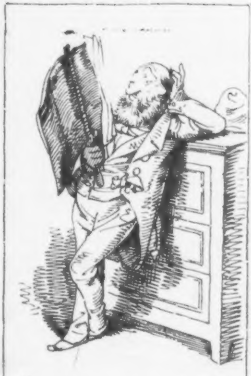


Piepmeyer überlegt, ob er in Anbetracht der neuesten Zeitereigniſſe nicht zweckmäßiger sei mit seiner politischen Ueberzeugung etwas weiter links zu rücken.

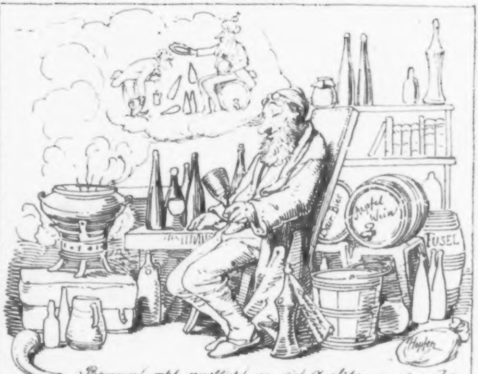


Piepmeyer wird von seinem Freunde, dem Journalisten aufgefordert, der Idee eines allgemeinen deutschen National-Getränkes weiter nachzudenken.

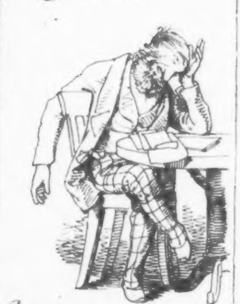
p. 18.



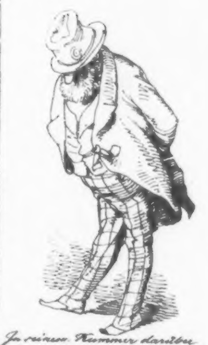
Piepmeyer überlegt, ob es in Anbetracht der allerneuesten Zeitereignisse nicht zweckmäßiger sei, mit seiner politischen Ueberzeugung etwas weiter rechts zu rücken.



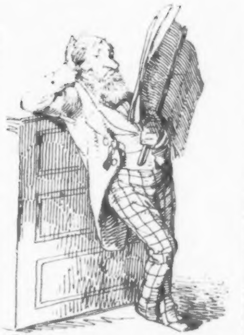
Piepmeyer geht ernstlich an die Ausführung der Idee eines allgemeinen deutschen Nationalgetränkes. Die Aufgabe ist: ein Getränk herzustellen, das die richtige Mitte zwischen Wein, Bier u. Branntwein hält, u. dadurch sowohl einerseits den Neigungen u. Richtungen der verschiedenen deutschen Stämme, als andrerseits auch der Idee der deutschen Einheit entspricht. Die Aufgabe hat ihre Schwierigkeiten, aber ihre Lösung verheißt ewigen Ruhm bei Mit- u. Nachwelt.



Piepmeyer ist der glücklichen Lösung dieser Aufgabe ganz nahe, als er alle seine Hoffnungen durch die Nachricht vereitelt sieht, daß der Volkswirthschaftliche Ausschuß auch mit dieser Angelegenheit sich beschäftige.

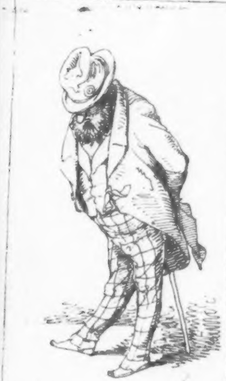


In seinem Kummer darüber mischt sich der brennende Wunsch selbst Mitglied des Volkswirthschaftlichen Ausschusses zu werden, für welchen er sich durchaus geschaffen fühlt.

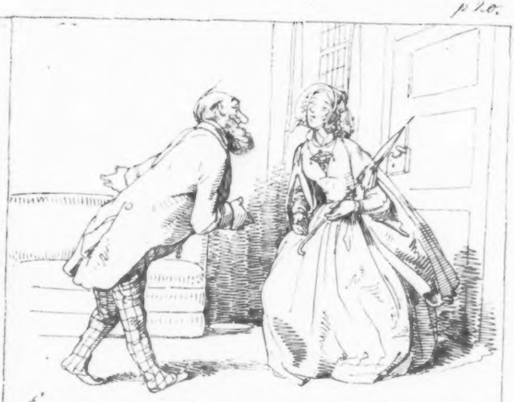


Piepmeyer überlegt, ob es in Anbetracht der neuesten Zeitereignisse nicht zweckmäßiger sei, mit seiner politischen Ueberzeugung etwas weiter links zu rücken.

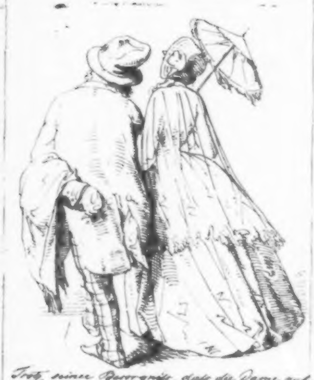
p 10.



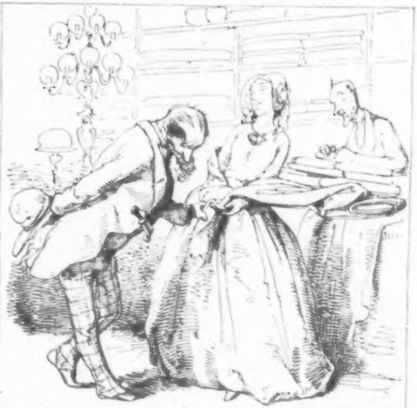
Sein Wunsch, in den Volks-wirthschaftlichen Narrschaft zu kommen, wird immer brennender.



Er wird durch einen Besuch seiner Homburger Bekanntschaft, der vermeintlichen russischen Fürstin auf das Schmeichelhafteste überrascht.

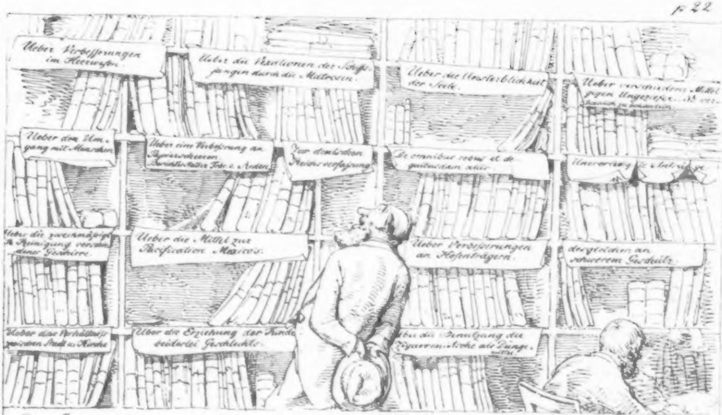


Trotz seiner Besorgniß, daß die Dame auf seine politischen Ansichten einen Einfluß zu äußern beabsichtige, geht er mit ihr spatzieren.



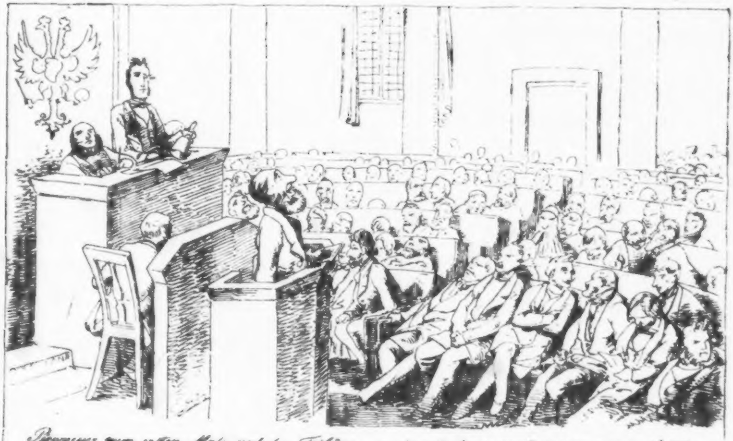
und in verschiedene Läden, wo er ihr bei Einkäufen mit Rath beisteht.

p 22


Ueber Verbeſſerungen im Heerweſen.
Ueber die Verletzungen der Schiffsjungen durch die Matroſen.
Ueber die Unſterblichkeit der Seele.
Ueber verſchiedene Mittel gegen Ungeziefer ... [illegible]
Ueber den Umgang mit Menſchen
Ueber eine Verbeſſerung an [illegible] Berichterſtatter Frhr. v. [illegible]
Zur deutſchen Reichsverfaſſung
De omnibus rebus et de quibusdam aliis
[illegible]
Ueber die zweckmäßigſte Reinigung verſchiedener Geſchirre.
Ueber die Mittel zur Pacification Mexicos.
Ueber Verbeſſerungen an Hoſenträgern.
dergleichen an ſchwerem Geſchütz.
Ueber das Verhältniß zwiſchen Staat u. Kirche
Ueber die Erziehung der Kinder beiderlei Geſchlechts.
Ueber die Benutzung der Zigarren-Aſche als Düngemittel.

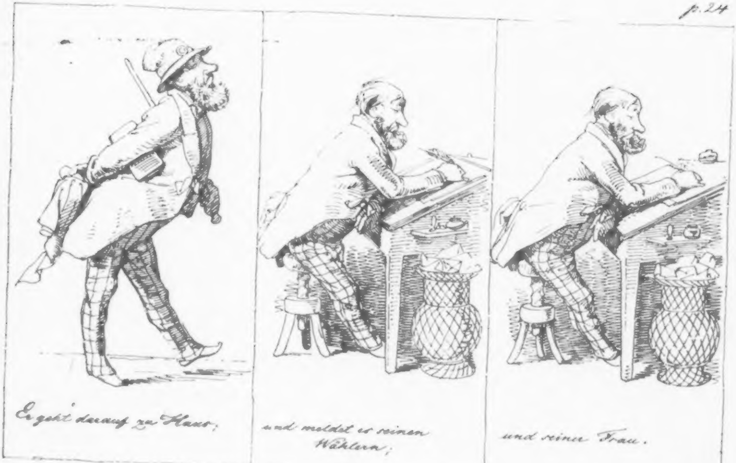
Die Sehnsucht nach dem Volkswirthschaftlichen Ausschuß läßt Piepmeyern keine Ruhe; er weiß sich wenigstens in die Registratur deßelben Eintritt zu verschaffen, welche er bewundernd durchmustert.

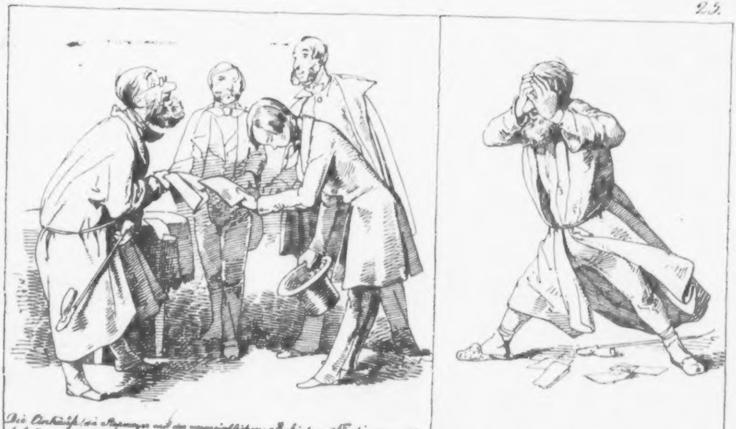
p. 23.



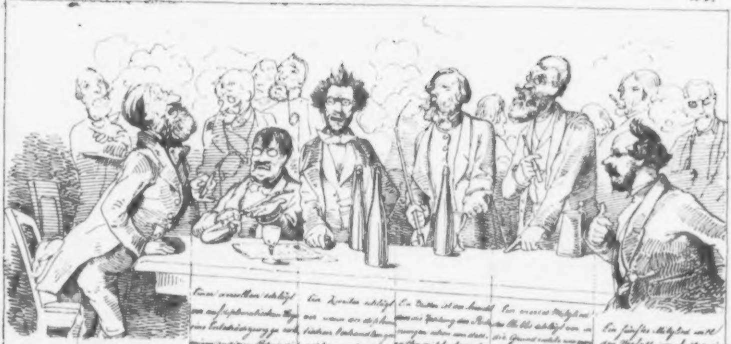
Piepmeyer zum ersten Male auf der Tribüne: er nimmt einen zurückgenommenen Antrag wieder auf.

p.24


Er geht darauf zu Haus;
und meldet es seinen Wählern;
und seiner Frau.



Die Einkäufe, die Papageno mit der vermeintlichen Russischen Fürstin gemacht hat, kommen ihm theuer zu stehen, da er die Rechnungen dafür bezahlen soll, – was ihn in grossen Ärger versetzt.



Bassermann bringt die Frage, was diesem unerwarteten Ereigniss gegenüber zu thun sei, in seinem Club zur Verhandlung; die Ansichten seiner politischen Freunde darüber gehen sehr auseinander.

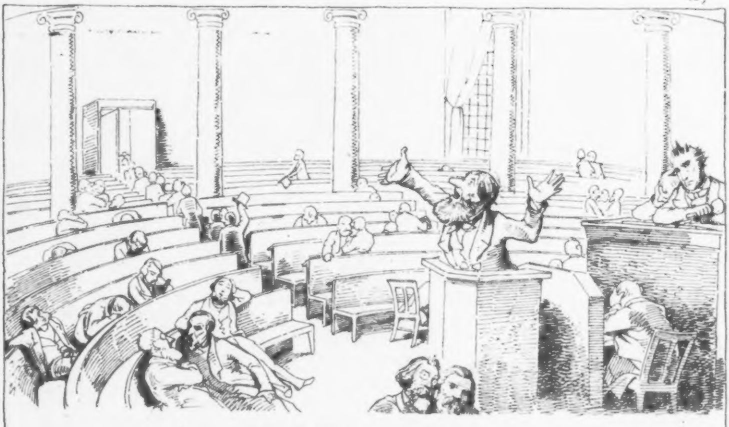
Einer derselben schlägt vor aus diplomatischen Rücksichten eine Entschädigung zu verlangen, zu diesem Behufe die Centralgewalt zur Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit Russland aufzufordern und das Reichsministerium zu interpelliren, [illegible] nicht angeknüpft seien.

Ein Zweiter schlägt vor, wenn die diplomatischen Verhandlungen nicht zu [illegible] führen, Russland den Reichs-Krieg zu erklären, ein solcher Krieg werde in ganz Deutschland sehr populär sein.

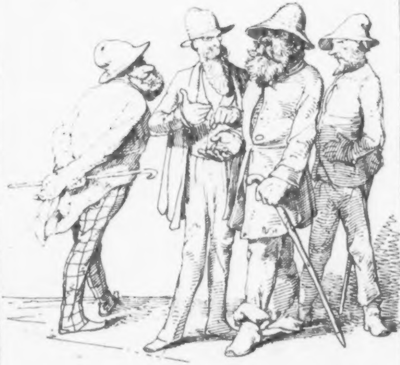
Ein Dritter ist der Ansicht dass die Zählung der Rechnungen [illegible] nicht [illegible] werden können, weil die Abgeordneten zur National-Versammlung nothwendig eine [illegible] und [illegible] Stellung [illegible] der National-Versammlung [illegible]

Ein viertes Mitglied des Clubbs schlägt vor, in die Grundrechte eine gegen dergleichen Eingriffe schützende Bestimmung aufzunehmen.

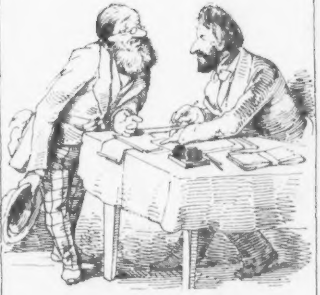
Ein fünftes Mitglied will den Vorfall jedenfalls zu einer Interpellation an das Reichs-Ministerium benutzt wissen.



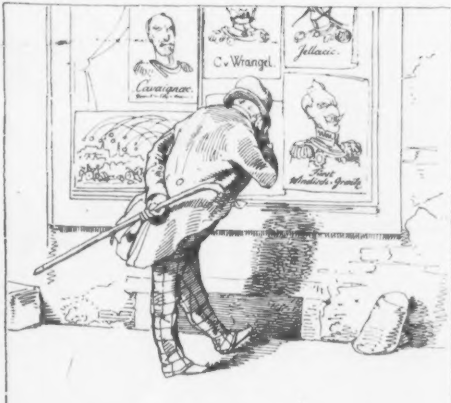
Piepmeyer kommt zu Worte, und hält eine Rede.



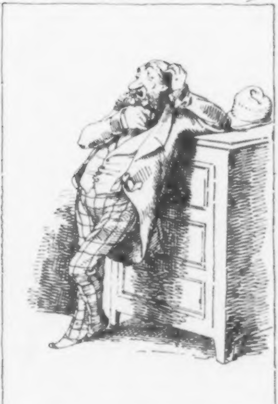
Nach der Rede verständigt er sich mit seinen Freunden von der Gallerie, und dankt ihnen für den gespendeten Beifall.



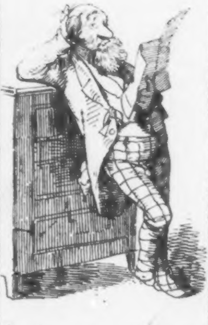
Er sucht für den Abdruck seiner Rede in den stenographischen Berichten um eine angemessene Anzahl "Bravo" und "allgemeinen Beifall" nach!


Cavaignac
C. v Wrangel
Jellacic
Fürst Windisch-Graetz

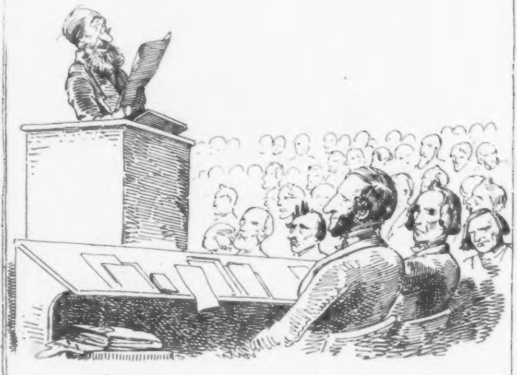
— —— —— —— ——!



— und beschliesst etwas weiter rechts zu wirken.



Da Piepmeyer eine Adresse von dem "demokratischen Verein" seines Bezirks erhält, beschliesst er, bedeutend weiter links zu rücken.



In diesem Sinne richtet er eine Interpellation an das Reichs-Ministerium.
(Siehe die folgende Seite.)

Interpellation des Abgeordneten [illegible]

Ich richte an das Reichs Ministerium folgende Fragen:

Ist es dem Reichs Ministerium bekannt daß:

1. Der Bürger und Schuhmachermeister Jacob Friedrich Götze zu Bederkesa, welcher Vorstand und aushelfender Schriftführer des demokratischen Vereins, dass er am 4ten Oktober d. J. zwischen 10 u. 11 Uhr Nachts aus einer Sitzung des demokratischen Vereins sich nach seiner Wohnung zu begeben im Begriff war, – daß

2. auf diesem Wege nach seiner Wohnung der genannte Bürger an der Ecke der langen Straße und des Marktes mit dem Rathsnachtwächter Johann Heinrich Petschaft zusammen traf, – daß

3 in diesem Augenblick der Hund des genannten Rathsnachtwächters den um die Ecke biegenden Bürger Götze ansprang und anbellte; – daß

4. als der in dieser Weise angesprungene und angebellte Bürger Götze mit seinem Stocke sich des gedachten Hundes zu erwehren suchte der genannte Rathsnachtwächter Petschaft herbeieilte und mit groben Worten dem Bürger Götze es verwehren wollte, den Hund mit seinem Stock zu schlagen, also von seinem Eigenthume Gebrauch zu machen; – daß

5 als hierauf der genannte Bürger Götze dem mehrgedachten Rathsnachtwächter Petschaft dieses ein ungebührliches, aus einer nicht mehr zeitgemäßen, [illegible] Tendenz entspringendes Betragen verwies, und dabei erklärte daß ein solches Betragen des gedachten Nachtwächters und seines Hundes um so weniger angemessen erscheine als er Götze Vorstand des demokratischen Vereins sei – daß

6. darauf der genannte Nachtwächter unter mehreren unziemlichen Worten gegen den Bürger Götze sich auch des Ausdruckes bediente: „Er demokratischer Lump!"

(Umseite auf)

(Unruhe auf der Linken: hört! hört! Ssi! Ssi!? – Präsident Gagern: Ich bitte um Ruhe, meine Herren! Herr Sepmayer fahren Sie fort.)

In Erwägung nun dieser Thatsachen, in Erwägung daß bureaukratische Uebergriffe solcher Art, die an die schlimmsten Zeiten des Metternichschen Polizeistaates erinnern, freien deutschen Staatsbürgern gegenüber unwürdig und unzuläßig sind, daß sie eine Verkümmerung der März-Errungenschaften des deutschen Volkes enthalten; –

(auf der Linken: bravo! bravo!)

In Erwägung ferner dass namentlich darin daß jene Mißhandlung eines deutschen Staatsbürgers gerade in einem Augenblicke geschah, als dieser aus einer Sitzung des demokratischen Vereins heimkehrte, offenbar eine Verkümmerung des freyen Vereinsrechtes und ein Eingriff in dieses Recht enthalten ist. –

(auf der Linken: hört! hört!)

In Erwägung endlich daß der gebrauchte Ausdruck: "demokratischer Lump" ein offenbar tendenziöser, daß namentlich die Verbindung der Worte: "demokratisch" und "Lump" ein klarer Beweis einer gar nicht zu leugnenden Reaktion sind, –

(hört! hört!)

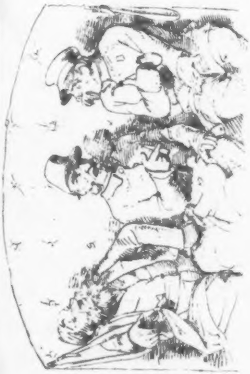
In Erwägung aller dieser Thatsachen frage ich das Reichs-Ministerium:

was dasselbe diesen Thatsachen gegenüber zu thun gedenkt, um die März-Errungenschaften des deutschen Volkes zu wahren, und deutsche Staatsbürger welche in der Ausübung ihrer Grundrechte gestört werden, zu schützen?

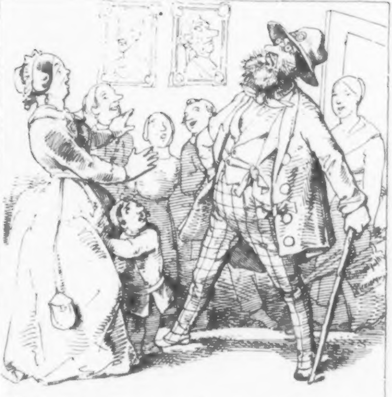
Ich bemerke noch, daß falls der Herr Reichsminister auf diese meine Frage die gewöhnliche Antwort geben würde: "daß das Reichs-Ministerium das Nöthige bereits vorgekehrt habe", ich mich damit nicht begnügen werde, sondern mir weitere Anträge vorbehalte.

(Bravo!)

32

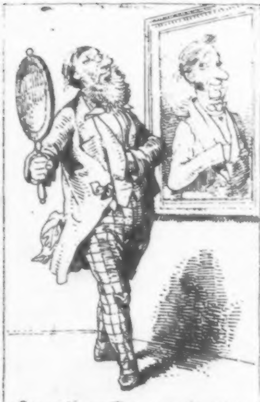


Er nimmt Urlaub und reist nach Haus.

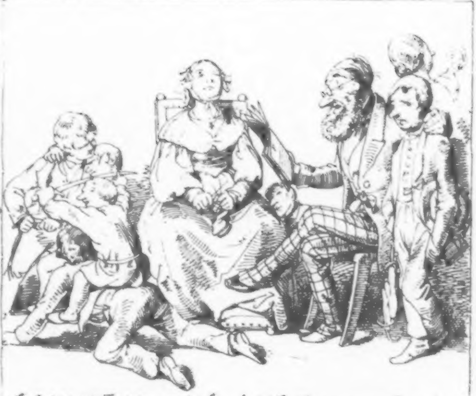


Er kommt zu Hause an und überrascht seine Familie, die ihn seiner März-Errungenschaften wegen kaum erkennt.

№ 33.

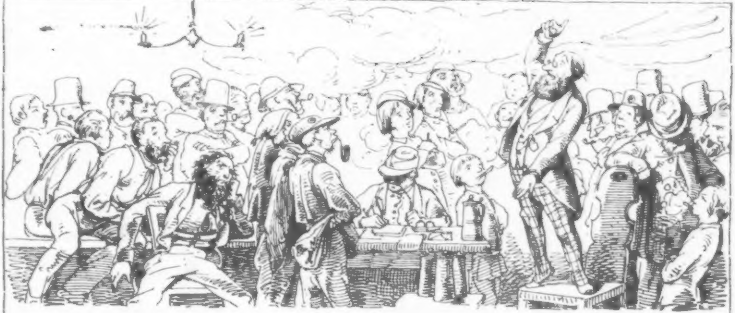


Piepmeyer in der Heimath. Er betrachtet sein unvergleichliches Portrait.

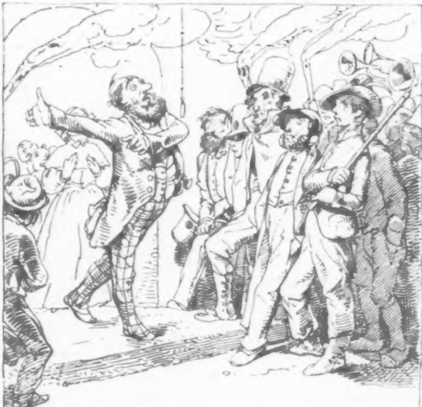


Er liest seiner Familie aus den bei Schnelle in Frankfurt erschienenen "Biographischen Umrisse der Mitglieder der deutschen constituirenden National-Versammlung" vor, um seine Kinder durch diese erhabenen Beispiele zu Volksmännern zu erziehen.

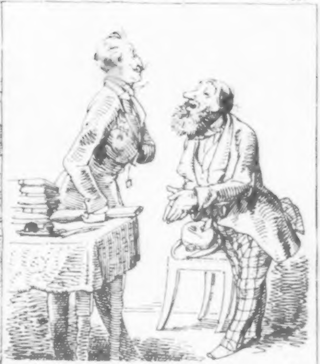
N° 34



Piepmeyer redet im demokratischen Vereine seines Wohn- und Wahlortes und berichtet über das was die National-Versammlung bereits Alles für Deutschlands Grösse und Wohlfahrt gethan. Sie habe Schleswig für Deutschland erworben und nur Oestreich [illegible] weggegeben, das sei nie gut deutsch gesinnt gewesen, und auf die Stimmung komme doch am Ende Alles an. Sie habe die ausländischen Orden verboten, da man ja einheimische genug habe und sich daher wohl gegen fremdes Material schützen dürfe. (Bravo von Seiten eines schutzzöllnerischen Strumpffabrikanten)
— Sie habe den Adel als Stand abgeschafft damit der gute und alte Adel endlich zur rechten Geltung gelange und sich nicht mehr über [illegible] zu ärgern brauche. —
— außerdem habe sie noch mehrere Sachen gethan was der Raum hier einzeln aufzuführen verbietet.

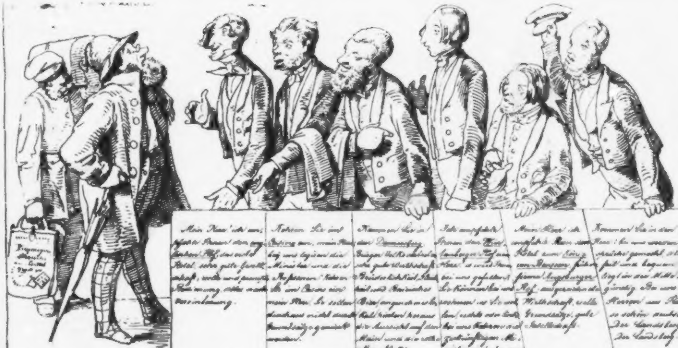


In Folge dieser Rede bringt der demokratische Verein Piepmeyern ein Ständchen. Piepmeyer nöthigt den Vorstand des Vereins in sein Haus hinein.



Piepmeyer besucht den Minister seines engeren Vaterlandes und macht demselben [illegible] dem gehörigen Einfluss auf [illegible] der Constituirenden National-Versammlung im gegenwärtigen Augenblicke [illegible] seines engeren Vaterlandes [illegible] Piepmeyer [illegible] die Kriegsdeputation [illegible] seines Vaterlandes [illegible] eine Stelle [illegible] zu [illegible] und Drängen [illegible]

N 36.



Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt wird Piepmeyer für einen ganz neu ankommenden Deputirten gehalten und werden ihm daher verschiedene Gasthöfe empfohlen.

Mein Herr! ich empfehle Ihnen den englischen Hof, das erste Hotel, sehr gute Gesellschaft, rechts und gemäßigte Gesinnung, alles nach Vereinbarung.

Kehren Sie im [illegible] an, mein Herr, bei uns logiren die Minister und die Aristokraten! Kehren Sie im Casino ein, mein Herr! Sie sollen durchaus nicht durcheinander gemischt werden.

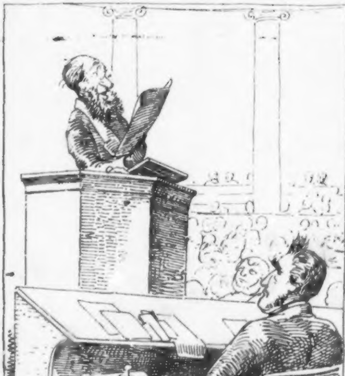
Kommen Sie in den Donnersberg, Bürger! Volksvertreter, sehr gute Wirthschaft, Brüderlichkeit, Gleichheit und Bairisches Bier, angenehmes Lokal, [illegible] die Aussicht auf den Main und die rothe Republik!

Ich empfehle Ihnen den Württemberger Hof, mein Herr! es wird Ihnen bei uns gefallen! Sie können da wohnen, wo Sie wollen, rechts oder links, bei uns können Sie zukünftigen Minister werden, oder zu weiter links reisen.

Mein Herr! ich empfehle Ihnen das Hotel zum König von Bayern, früher Augsburger Hof, ausgezeichnete Wirthschaft, edle Grundsätze, gute Gesellschaft.

Kommen Sie in den Landsberg, mein Herr! bei uns werden gar keine Umstände gemacht, alles sehr wohlfeil und bequem. Der Landsberg liegt in der Mitte der Stadt sehr günstig. Bei uns logiren viele Herren aus Hannover, die so schön deutsch sprechen. Der Landsberg, mein Herr, der Landsberg!

N 37



Um seiner Frau und seinen Freunden in der Heimath die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Frankfurt möglichst schnell durch die Zeitungen zu geben interpellirt Piepmeyer sofort nach seiner Rückkehr das Reichs-Ministerium.

Interpellation

des Abgeordneten Piepmeyer.

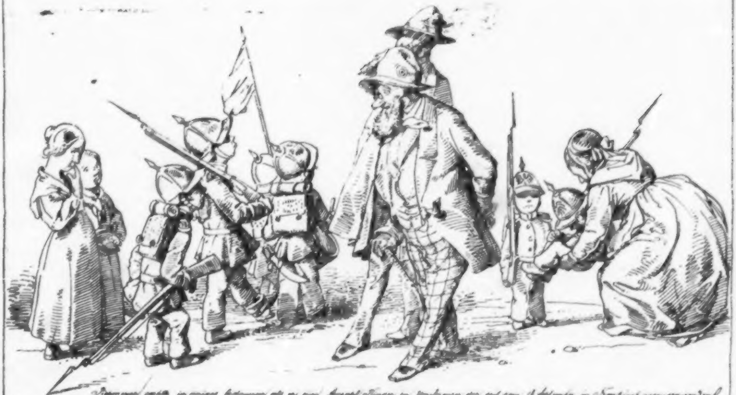
In Erwägung, dass glaubwürdigen und bis jetzt unwidersprochenen Zeitungs-Nachrichten zufolge in Californien ausserordentlich reiche Goldminen entdeckt worden sind; –

In Erwägung, dass die Auffindung einer so ungeheuren Menge Goldes einen nothwendigen Einfluss auf den Werth des Geldes haben muss; –

frage ich:

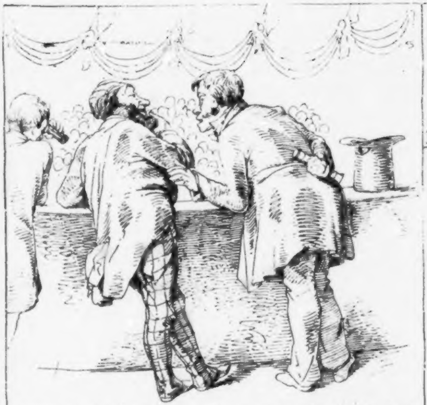
Was hat das Reichs-Ministerium vorgekehrt um der Entwerthung des Geldes in den Reichs-Cassen vorzubeugen?

N 36

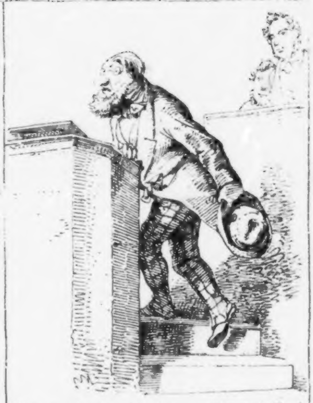


Biedermayer gerieth in einiges Erstaunen als er eine Anzahl Kinder in Uniformen der seit dem 18 September in Frankfurt garnisonirenden auf Oestreichischen Regimenter erblickte, er konnte durchaus auf die Vermuthung kommen dass die jetzt Alles so ungewöhnlich rasch zur Reife bringende Richtung der Zeit auch auf derartige Verhältnisse ihre Einwirkung geübt habe, sein Freund der [illegible] belehrt ihn jedoch dass diese Erscheinung nicht sowohl ve[illegible] als nur [illegible] allgemeinen Ursachen zu Grunde liegen.

№ 39

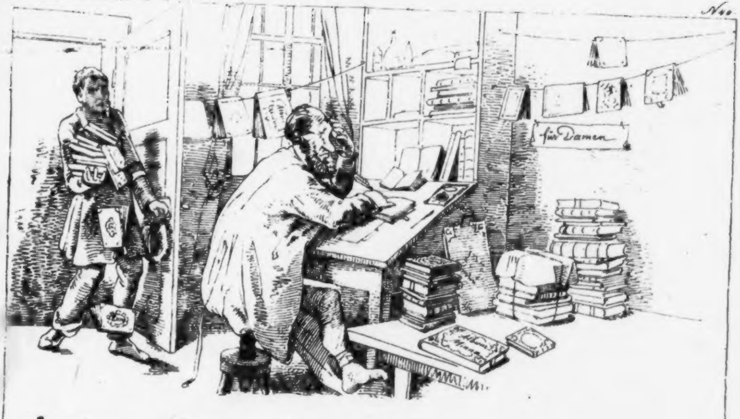


Piepmeyer erhält Besuch von einem seiner Wähler, den er auf die Gallerie der Paulskirche führt, von wo aus er ihm die Berühmtheiten der National-Versammlung zeigt. Der Fremde wünscht nun auch die "Ultramontanen" zu sehen, welche nach Piepmeyers Erzählungen und Berichten [illegible] an den schlechtesten Plätzen [illegible] und überhaupt [illegible] Plätze stecken sollen.

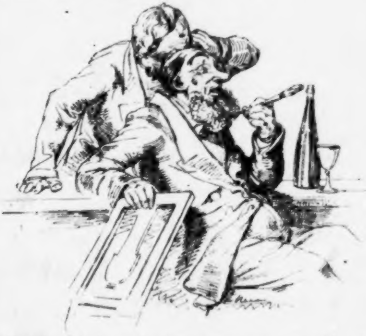


Piepmeyer wünscht zu frühstücken und trägt deshalb auf Abstimmung durch Namens-Aufruf über sämmtliche Fragen an; er behält sich vor, dieselbe, wenn er mit dem Frühstück fertig, über einzelne Fragen zurückzuziehen.

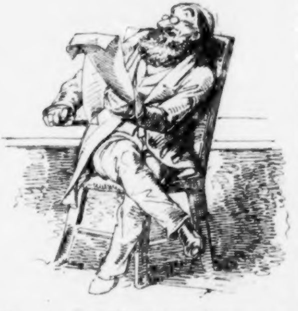
N° 40.


für Damen
Album

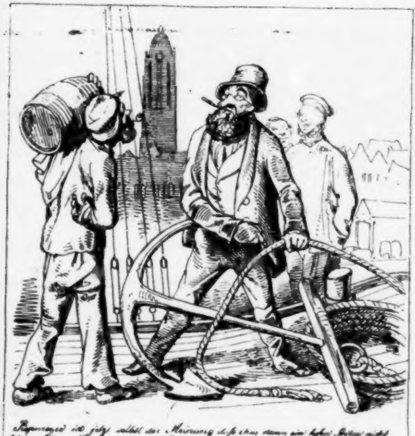
[illegible] muss einigen Bekannten und Unbekannten ein Wort zur Erinnerung ins Album schreiben.



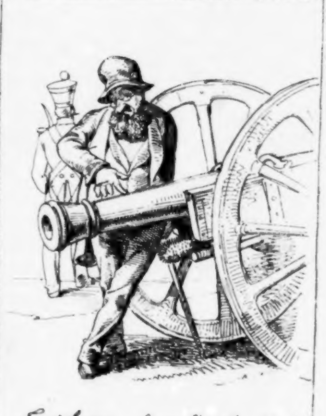
Nachdem Piepmeyer so lange es irgend anging, sich zwischen oder über den Parteien gehalten hat, wird er eines schönen Morgens von den Gefahren welche Deutschland bedrohen und den Vortheilen welche das Erbkaiserthum bietet, auf das vollständigste überzeugt.



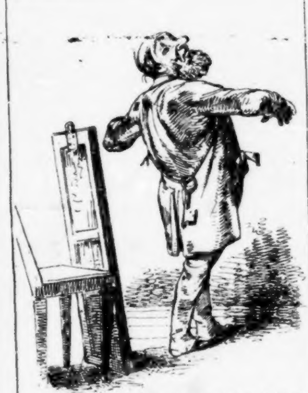
Nachdem er seine Unterstützung für das Erbkaiserthum zugesagt hat, liest er zu seiner grössten Satisfaction in der Kölnischen Correspondenz daß man mit Piepmeyern einer kolossalen Majorität sicher sei.



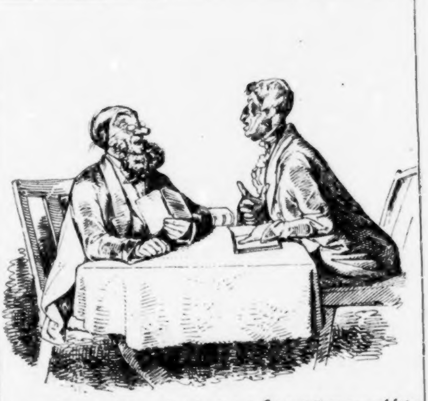
Piepmeyer ist jetzt selbst der Meinung daß etwas mehr ein hoher Posten nicht schaden könne. Da nun schon die Stellen im Reichsministerium bereits disponirt ist, glaubt er für das Marine-Departement Studien machen zu müssen.



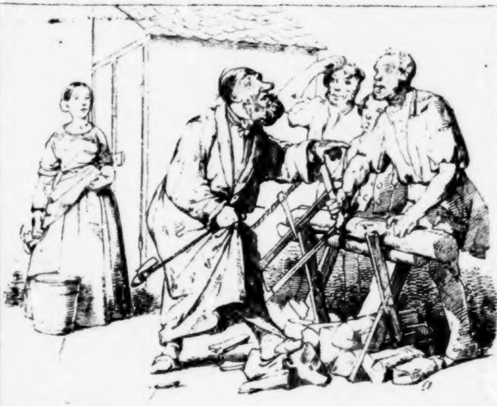
Ferner Studien. – für das Kriegs-Departement!



Es wird sogar möglich, daß ihm demnächst eine höhere Hofcharge beschieden, etwa als Kammerherr des Kaisers.

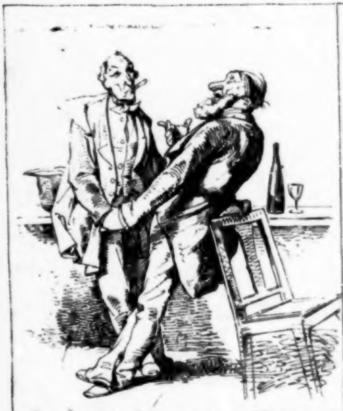


Um sich aber zugleich für einen diplomatischen Posten vollständig zu qualificiren, nimmt er Unterricht im Französischen. Sein Sprachlehrer erklärt ihm, was man unter der Redensart verstehe: „travailler pour le Roi de Prusse.“

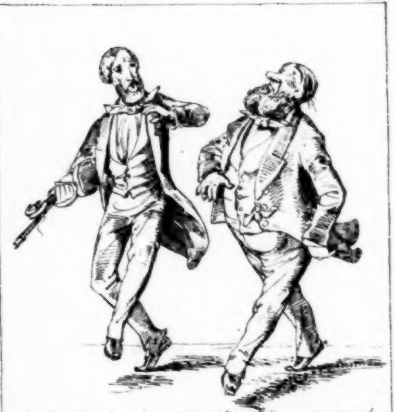


Rohmeyer benutzt jeden Augenblick um das Volk über seine Interessen zu belehren

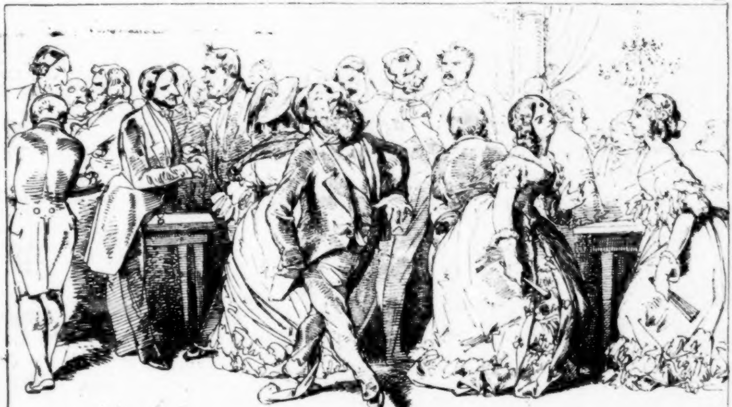
Was hilft Euch Arbeitern all Eure Arbeit und Mühe so lange es kein Arbeiter-Ministerium giebt; so lange das nicht eingerichtet ist kommt Ihr auf keinen grünen Zweig. Warum haben es die Geistlichen so gut? weil es ein Ministerium der geistlichen Angelegenheiten giebt. Warum geht es den Offizieren so gut? weil es ein Kriegs-Ministerium giebt. Warum haben es die Advokaten so gut? weil es ein Justiz-Ministerium giebt. Warum geht es den Bankiers so vortrefflich? weil es ein Finanz-Ministerium giebt. Warum geht es auswärts so gut, daß jeder auswandern muß der es besser haben will? weil es ein auswärtiges Ministerium giebt. Seht, so geht es allen Ständen gut, weil alle ihre Ministerien haben das für sie sorgt. Nur dem Arbeiter-Stande hilft all sein Arbeiten nicht so lange kein Arbeiter-Ministerium eingerichtet ist. Darauf müßt Ihr vor allen Dingen und bei jeder Gelegenheit dringen wenn Ihr wollt daß es Euch besser gehen soll.



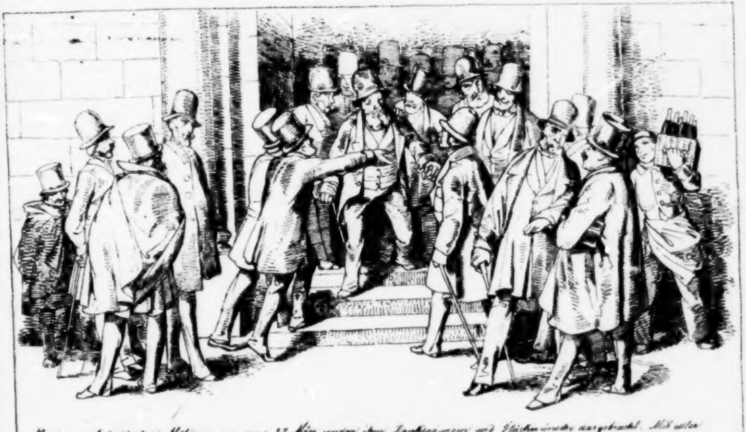
Piepmeyer macht Propaganda für den Erbkaiser und gewinnt einen Staatsmann, dem er seine Protektion verspricht, ebenfalls dafür.



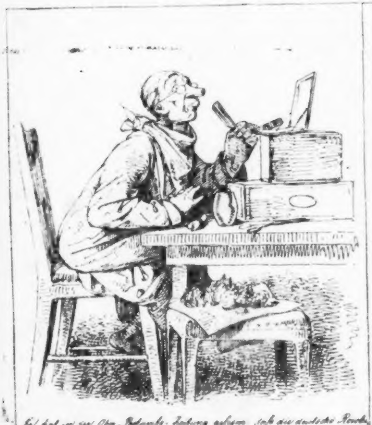
In Aussicht auf seine demnächstige hohe Stellung und die dazu nöthige höhere gesellschaftliche Tournüre nimmt er Tanz-Unterricht.



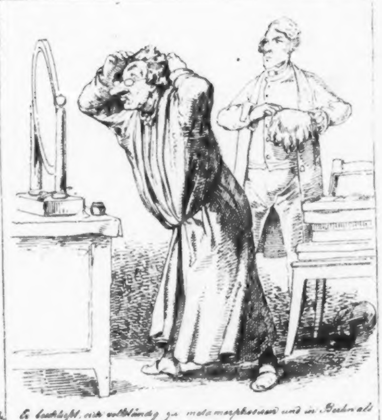
Um das Erlernte zu üben, lancirt er sich in die große Welt.



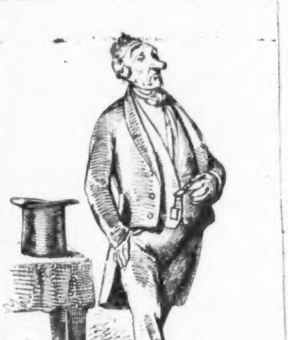
Nach der entscheidenden Abstimmung vom 27. März werden ihm Dankbezeugungen und Glückwünsche dargebracht. Mit edler Bescheidenheit erklärt er: daß ihm nur der 42 Theil des Verdienstes gebühre.



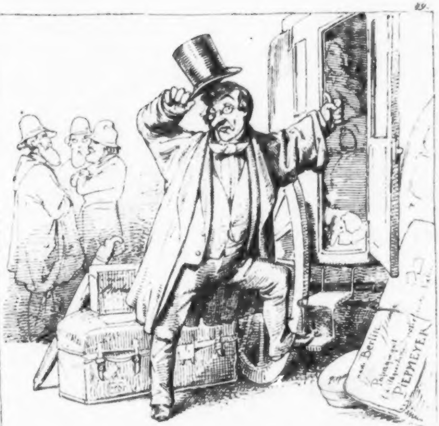
Er hat in der Ober-Postamts-Zeitung gelesen, daß die deutsche Revolution durch die Kaiserwahl vollendet sei; daraus schließt er, daß die Zeit der Volkstribunen jetzt vorüber sei. Da die neue Zeit auch ein neues Gewand fordert, entäußert er sich eines Theils seiner Märzerrungenschaften.



Er beschließt, sich vollständig zu metamorphosiren und in Berlin als ein ganz neuer Mensch aufzutreten.



Die Metamorphose ist vollendet


nach Berlin
Papageyet
PIEPMEYER

Piepmeyer reist am 1ten April nach Berlin um etwas zu werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München